Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 3 — Marburg i. H., den 16. Januar — **1908**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die Seele und die Welt — Ihr werdet sein wie Gott — Der Entwickelungsgedanke. Sein Wert und seine Grenze — Von aktuellen Sachen. 4. Vom Fall Jatho — Mütter und Töchter — Bilder aus der Geschichte der weiblichen Diakonie: 2. Die gottgeweihten Jungfrauen — Religion und Kirche auf Island. 2 — Verschiedenes: Die handschriftliche Ueberlieferung von Werken Luthers (Koffmane); Ethik (Gottschick); Großstadtgedanken (Kalkschmidt); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Die Seele und die Welt

Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Matth. 16, 26.

Wer seinen Tag mit Gebet anfängt, mag sich heutzutage vielleicht einmal die Frage vorlegen, was diese Unterbrechung seines Arbeitslebens für einen modernen Menschen wert sein könne. Wie läßt sich überhaupt das Gebet in einer Welt voll Arbeit rechtfertigen? Die Antwort auf diese Fragen ist in dem Spruch Jesu enthalten: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Das heißt mit andern Worten: Du kannst von keinem Gewinn reden, wenn du nicht auch die Fähigkeit erstrebst, ihn wirklich zu besitzen und zu gebrauchen. Die ganze Welt zu besitzen ist kein Gewinn, wenn es nicht deine Seele ist, die sie besitzt. Wenn du z. B. Geld erwirbst, so kann man nicht ohne weiteres sagen, daß das ein Gewinn für dich sei: denn nur zu leicht kann es so kommen, daß nicht du das Geld besitzest, sondern das Geld dich. Ruskin sagt: Reichtum ist der Besitz eines Vermögens durch einen Vermögenden, und erzählt von einem Manne, der auf einem Wrack sich einen Gürtel mit zweihundert Pfund in Goldstücken umband, und nachher fand man ihn mit diesem Gürtel ertrunken. Als dieser Mann untersank, so fragt Ruskin, hatte er da das Gold oder hatte das Gold ihn?

Ebenso ist es mit dem Erwerb von Wissen. Du wirst nicht dadurch ein Gelehrter, daß du Wissen anhäufst, ebenso wenig als du reich wirst, wenn du Geld anhäufst. Die Wahrheit braucht ebensogut eine Seele, die sie versteht, als das Geld eine Seele braucht, die es verwertet. Ein Haufen Wissen ist ebensowenig wahres Wissen, als ein Haufen Geld wirklicher Reichtum ist. Ein wandelndes Konversationslexikon ist ebensowenig ein Gelehrter als ein tragbarer Geldschrank ein reicher Mann. Ein Mann kann sehr gelehrt und dabei erzdumm sein, ganz wie ein Mann viel Geld machen und doch blutarm sein kann. Die Welt ist nur wertvoll, wenn sie das Eigentum der Seele ist.

Wozu dient also das Beten? Es stellt das Gleichgewicht des Lebens wieder her, es rettet die Seele von der Welt, es lehrt die Welt mit den Augen der Seele ansehen, es gibt die richtige Perspektive, sodaß das Große groß und das Kleine klein erscheint. Die Meisten von uns brauchen den größten Teil ihrer Zeit, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen; im Gebet stellen wir uns die Frage: Gewinnen wir in dieser Zeit auch ein Leben? Wer lernt, braucht seine meiste Zeit, um neue Wahrheiten zu lernen; im Gebet fragt er sich: Lerne ich auch zugleich die Wahrheit, die uns frei macht? Matthew Arnold sagt einmal von Sophokles, er habe die Dinge stetig und ganz gesehen: eben diese Fähigkeit verschafft uns das Gebet. Für gewöhnlich sehen wir die Dinge verzerrt, bruchstückweise und hastig: im Gebet sehen wir sie stetig und ganz. Heilig kommt von „heil" im Sinne von „ganz": so ist die Seele heilig, wenn sie die Dinge ganz sieht. So wird ein denkender Mensch seinen Tag mit Gebetsgedanken anfangen, nicht weil er unmittelbare Erhörung erwartet in Allem, was er hofft oder fürchtet, sondern weil er einen Augenblick stillstehen will, um das Ganze des Lebens mit einem Blick zu überschauen. Dann geht er mit einem Gefühl von Kraft und Freiheit an sein Tagewerk und die Welt ist sein eigen, denn er besitzt eine Seele, und seine Seele ist sicher, denn sie besitzt die Welt.

Peabody

Ihr werdet sein wie Gott

Das ist das alte Wort der Schlange, aber es ist auch das Wort Christi: Ihr werdet sein vollkommen wie Gott, und das Wort Pauli: Noch bin ich nicht, ich warte aber darauf zu werden: vollkommen. Und Johannes betont sogar, wir wissen, daß wir ihm gleich sein werden.

Es muß tief ergreifen, wenn Nietzsche ausruft: Gäbe es einen Gott, wie ertrüge ich es nicht Gott zu sein! „Einen Gott", das ist so viel, wie einen Gegenstand, ein Objekt, das außer mir und also, wie Hegel es auszudrücken pflegt, mir entgegengesetzt, ein getrenntes Individuum; Gegenstand aber heißt nichts andres als Gegensatz, ist gleichbedeutend damit, = Widerstand. Und da fragt sichs natürlich, wer hier der Stärkere sein wird. Denn das Getrennte muß auf einander stoßen, Kampf ist hier die Losung mit Notwendigkeit.

Die Schlange oder, wer es lieber hört, das Bewußtsein des Gegensatzes, der in dem Menschen tatsächlich stattfindet: Fleisch und Geist, Individuum und untrennbare Zugehörigkeit zu einem Ganzen, ich und das Weltall — die Schlange also, unser natürliches Bewußtsein, gibt den Rat, in diesen Kampf einzutreten, ihn zu wagen durch den bewußten und gewollten entschlossenen Gegensatz. Und dieser Gegensatz ist notwendig. Setzest du Gott, so setzest du ihn gegen dich; er steht nicht nur außer dir, sondern dir gegenüber, ob du ihn nun mit deinen Händen bildest aus einem Erdenkloß von Marmor, Gold und Elfenbein, oder ob du dir nur ein Gedankenbild machst: jedenfalls machst du dir „einen" Gott, einen Begriff, einen begreifbaren Gott, ein Gedanken-„Ding". Und dieses Ding „ist Etwas, das überwunden werden muß." Es ist ein Lob, daß du nicht nur mit Menschen, sondern mit Gott gekämpft und ihn überwunden hast. Denn dieser Gott war dein Gebilde, nicht die Wirklichkeit oder vielmehr das Wesen Gottes, sondern deine Vorstellung, die Idealisierung und Heraussetzung des in dir als Gegensatz gegen dein getrenntes, individuell-beschränktes Dasein empfundenen Allgemeinen, des dich beherrschenden und darum als hinderlich und störend erlebten Abhängigkeits- und Pflichtgefühls. Dein Gott war, wie Feuerbach es scharf aber richtig

ausgesprochen hat, dein eignes Machwerk. Mit diesem „deinem“ Gott mußt du ringen und mußt ihn überwinden. Lähmt er dir auch die Hüfte in diesem Kampf, du mußt und wirst doch als Sieger daraus hervor- und davongehn.

Es ist die Tragik des menschlichen Daseins, daß der Mensch (und mit ihm „sein“ Gott) zerbrochen, gelähmt werden muß, um sich als eins mit Gott, in Gott wiederzufinden und des Wesens Gottes teilhaftig, um Gottmensch zu werden. Wie Christus es ausgesprochen hat, du mußt dein Leben verlieren, um es zu gewinnen. Du lebst in Gott, durch Gott, der deinen, das ist aber *seinen*, Odem wegnimmt, und du fällst dahin; aber laß nur Gott in dir leben, nimm ihn in dich auf: wie du in ihm lebst, so gibt es keinen Tod mehr für dich; was von dir stirbt, ist nur das Getrennte und Trennende, das leiblich-wunderbare Gebilde, durch welches du mit der so furchtbaren Wirklichkeit zwangsweise verbunden bist, und in welchem du doch schreien mußtest nach dem lebendigen Gott, wie der verschmachtende Hirsch schreit nach frischem Wasser.

Wenn neuerdings sogar die „moderne Theologie des alten Glaubens“ bekennt, daß in Nietzsche mehr steckt, als daß man ihn, den vornehmen, pöbelhaft bei Seite schieben könnte, so wird es wohl nicht zu sehr überraschen, wenn hier die Wahrheit seines Programms betont wird: der *Mensch* ist Etwas, das überwunden werden muß. Durch den Geist, schreibt Paulus, warten wir vertrauensvoll auf die in der Hoffnung schon ergriffene Gerechtigkeit, auf das Ziel also, wo wir sein werden wie Gott, vollkommen wie unser Vater, nicht nur rein und heilig, ein Licht, von dem jede Art von Finsternis völlig ausgeschlossen ist, sondern voll auch seiner Lebensfülle, und ganz Liebe, also ganz Gott.

Es ist schmerzlich zu sehen, wie in der sogenannten modernen Theologie, deren große Verdienste man darum voll anerkennen kann, weithin verkannt wird, daß Paulus der rechte Interpret und Verkündiger des Christus ist, der in Jesus und mit ihm der Welt erschien. Man stößt sich besonders daran, daß er mit den Begriffen ringt, die allerdings sehr zweideutig und bis heute deshalb immer wieder — wie schon 2. Petri gesagt wird — in verderblicher Weise nicht verstanden, in den beiden Worten „Glauben und Gerechtigkeit“ aus seiner Gegnerschaft, wie aus seinem eignen Erleben sich ihm darboten. Daß ihm aber der Glaube lediglich das Vertrauen bedeutet, mit dem wir dem Geiste, der eins ist mit dem Herrn, und ohne den Jesum den Herrn zu nennen ebenso gottlos wie unmöglich wäre, gehorsam werden, in der Ueberzeugung, daß der Geist, wie er schon jetzt in uns eine neue Kreatur gewirkt hat und ein neues Lebensgesetz in uns geworden ist, so auch die Vollkommenheit uns verbürgt, welche Paulus mit Vorliebe als Gerechtigkeit bezeichnet, das wird noch immer nicht klar genug erkannt und deutlich genug ausgesprochen.

Denn dieser Begriff des Glaubens, wie sehr ihn auch dann Johannes als die Erkenntnis Gottes in dem Angesichte Jesu des Christ — wie schon Paulus gesagt hatte —, als die Wahrheit und das Leben geltend gemacht hat, steht doch dem allgemeinen Bewußtsein noch recht fern. Noch immer gilt das Fürwahrhalten der biblischen Erzählungen und dogmatischen Entwickelungen für das ausgezeichnete Verdienst, durch welches der armselige Mensch sich würdig macht, von seinem Gegner = Gott gerecht gesprochen zu werden und sich eine fremde Gerechtigkeit gleichsam imputieren und mitteilen zu lassen. Dieser Glaube kann es ja unmöglich zu einer Gemeinschaft mit Gott „durch“ Christus bringen, weil ihm „sein“ Christus, das ist wiederum sein Begriff, seine Vorstellung von einem Christus, nie etwas Andres werden kann als wie ein Gegenstand und ein Gegensatz, genau so wie es Gott dem natürlichen Menschen ist. Und wie aus einem solchen Glauben die Liebe erwachsen soll, ohne etwas Andres zu sein als eine Forderung, also als ein Zwang und ein Dank und eine Gegenleistung, das wird ewig unerklärt bleiben. Wenn aber Christus, der wirklich lebendige Geist, und das heißt nichts Andres als Gott selber, in uns lebt, wie Paulus und Johannes vergeblich davon zeugen, so versteht es sich allerdings von selbst, daß diese einzig feststellbare und erlebungsmögliche Tatsache, unser Einsgewordensein mit Gott, unsere Versöhnung mit ihm, und das Einswerden Gottes mit uns, wie wir es in der Kraft und Befreiung, also in einer tatsächlichen Erlösung erfahren, sich wirksam, oder wie Paulus es ausdrückt, „energisch“ (Gal. 5, 6) in uns beweisen muß in der Auswirkung Gottes in uns, der ewigen Liebe durch uns.

Man sollte nicht länger Jesus gegen Paulus oder Paulus gegen Jesus, oder die Synoptiker gegen Johannes und umgekehrt — das Wort sei verziehen! — „ausspielen“.*) Es ist mit Jesus eine Bewegung in die Welt gekommen, die nicht aufhören wird und kann, bis sie die Enden und das Ende der Welt erreicht hat. Es ist wie mit einem Meteor-Felsen, der in die See fällt und sie hoch aufschäumen läßt, dann aber in wellenden Wogen sich bis an die Ufer fühlbar macht. Zwar die Wogen gehn nicht mehr so hoch heute, wie zu manchen, namentlich den ersten Zeiten; aber sie kommen doch aus der Tiefe und gehn in die Tiefe und immer weiter werden ihre Kreise. Und über der bewegten Menschenwelt leuchten, wie über der See die ewigen Sterne, dem Glauben und der Hoffnung die alten und neuen Worte: Ihr werdet sein wie Gott.

Pilgrim

Der Entwicklungsgedanke

Sein Wert und dessen Grenze

1

Eine Art wissenschaftliches Sensationsstück ging Anfang vorigen Jahres vor Tausenden von Zuschauern in Berlin in Szene. Der Jesuitenpater *Erich Wasmann* hielt drei Vorträge über die Entwicklungslehre, und eine Anzahl Berliner Gelehrter trat ihm an einem vierten Abend entgegen. Inzwischen haben sich die damals sehr hochgehenden Wogen leidenschaftlicher Parteinahme geglättet; es ist wieder still geworden, und die Oeffentlichkeit hat es, für eine Weile wenigstens, aufgegeben, sich mit dem Entwicklungsgedanken zu beschäftigen. Aber zwei Publikationen lenken die Aufmerksamkeit noch einmal auf jene Vorgänge. Die beiden Vorkämpfer der sich befehdenden „Weltanschauungen“ haben das Bedürfnis gefühlt, über die Ereignisse zu berichten, die sich an jenen Abenden und um sie herum abspielten. Fast gleichzeitig sind diese Protokolle erschienen.**) Schon die Ueberschriften der beiden Bücher atmen Kampfstimmung; dem entspricht auch ihr Inhalt. Sie beschränken sich nicht auf die Wiedergabe der Vorträge und Diskussionsreden, sondern geben eine detaillierte Darstellung dessen, was zwischen den Parteien vor, während und nach der Tagung verhandelt wurde, wobei es nicht ohne Reibereien abging, in deren Folge sich schwere Vorwürfe und starke Worte einstellten.

---

*) Die neutestamentliche Schrift ist, wie auch Ritschl, obgleich mit unzureichender Begründung, erklärt hat, ein einheitliches Gebilde, wie die Zeit ihrer Entstehung, ihre Aufnahme in den Kanon wobei es auf die bestehenden Unterschiede der Schätzung nicht ankommt — und der von Ritschl richtig hervorgehobene Eindruck anzunehmen nahelegen. Die harmonistischen Bemühungen freilich, die Gleichwertigkeit ihrer Inspiration aus dogmatischen Hintergedanken zu beweisen, scheitern z. B. bei v. Hofmann, ihrem großzügigsten Vertreter, nicht nur an der unvollendeten Ausführung, sondern vor allem an der durch ihren Zweck notwendig gemachten Künstelei der Auslegung, welche diesen hervorragendsten Exegeten und scharfsinnigsten Denker gegen seinen viel tiefer, wenn auch weniger scharf und klar denkenden Gegner gerächt hat. Ohne eine Entwickelung im Neuen Testament anzunehmen, wird die Einheitlichkeit der in dieser Schrift vorliegenden Geschichte nie haltbar sein. Auch die rein intuitiv-ästhetisch motivierte Apodiktik Lagardes, welche dem Apostel Johannes alle mit seinem Namen bezeichneten Schriften zuschreibt, wird eher hinderlich als förderlich sein zum Erweis der Wirklichkeit des Neuen Testaments. Ueber Wredes Arbeiten einmal besonders später!

**) Die Titel der beiden Bücher lauten: *Der Kampf um das Entwicklungsproblem in Berlin.* Ausführlicher Bericht über die im Februar 1907 gehaltenen Vorträge und über den Diskussionsabend von *Erich Wasmann* S. J. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 174 S. 2 Mk. Und: *Ultramontane Weltanschauung und moderne Lebenskunde. Orthodoxie und Monismus.* Die Anschauungen des Jesuitenpaters Erich Wasmann und die gegen ihn in Berlin gehaltenen Reden. Herausgegeben von Professor Dr. L. *Plate*-Berlin. Mit Textfiguren. Jena, Gustav Fischer. 149 S. 1 Mk.

Daß jeder der beiden Verfasser zum Schluß ein Fazit zieht, das für seine Anschauungen Propaganda macht, wird Niemanden wundern; es ist das gute Recht der Autoren. Bedenklicher erscheint die Uebung Wasmanns, die Reden der Gegner durch zahlreiche im Druck stärker hervortretende kritische Zwischenbemerkungen zu unterbrechen. Der Leser wird dadurch verhindert, den Gedankengang unbeeinflußt auf sich wirken zu lassen.*) Eine gegenseitige Ergänzung leisten die Schriften dadurch, daß die eine die Reden Wasmanns wortgetreu wiedergibt, während bei Plate die Einwände der Opponenten ohne störende Durchbrechung des Zusammenhangs gelesen werden können. Um sich also ein genaues Bild jener Vorgänge zu machen, wird man beide Bücher zu Rate ziehen müssen.

Freilich, wen das Ephemere dieses „Ereignisses im geistigen Leben der Reichshauptstadt" nicht eben tief berührt hat, den wird die Lektüre aller dieser Reden und Gegenreden vielleicht veranlassen, einmal darüber nachzudenken, was es denn eigentlich mit dem Entwicklungsgedanken auf sich hat. Ist wirklich gerade dieser Gedanke geeignet, zum Zeichen gemacht zu werden, in dem die freie, religiös nicht gebundene Wissenschaft zu siegen hat? Vielleicht ist der Zeitpunkt eben jetzt nicht ungünstig, um dieser Frage nachzugehen und eine Klarstellung darüber herbeizuführen, was dieser Gedanke wissenschaftlich bedeutet und welcher Wert ihm beizumessen ist.

2

Jedermann weiß, was die Entwicklungslehre besagt. Die lebenden Wesen, von denen die Erde bevölkert wird, sind nicht von jeher so gestaltet gewesen, wie sie sich unsern Blicken darbieten; sie sind vielmehr in allmählichem Aufstieg von einfacheren zu immer komplizierteren Formen zu dem geworden, was sie sind. Die hochentwickelten Formen sind darnach auf andere zurückzuführen, die weniger hoch entwickelt waren und so fort bis hinab zu allereinfachsten Wesen, denen gerade noch die Eigenschaften zur Verfügung standen, die für etwas Lebendes unbedingt nötig sind. Von diesen Urwesen ist nur ein Schritt zur anorganischen Materie, aus der sich ja der Körper alles Lebendigen aufbaut; so lag es nicht fern, sich jene einfachsten Wesen als aus anorganischer Materie hervorgegangen zu denken und dem Entwicklungsgedanken auch auf dem Gebiet des Unlebendigen Geltung zu verschaffen. Damit wäre die Kluft überbrückt, die zwischen unbelebten und belebten Körpern gähnt, und es läßt sich eine ununterbrochene Formenreihe ausdenken, die aus dem Weltennebel herauswächst und bis zum Menschen und Uebermenschen reicht.

Vielerlei wird angeführt, um den Entwicklungsgedanken zu begründen. Und in der Tat gibt es eine große Zahl von Befunden, die mit seiner Hilfe am ansprechendsten gedeutet werden können. Es wird kaum nötig sein, hierauf näher einzugehen, da es sich um allgemein gekannte und viel erörterte Dinge handelt. Nur auf Eines sei aufmerksam gemacht. Oft hört und liest man von Beweisen für die Abstammungstheorie, von direkten und indirekten. Allein von Beweisen im Sinn der exakten Wissenschaften kann hier nicht die Rede sein. Der einzig wirklich zwingende Beweis dafür, daß sich niedrigere Formen in höhere umwandeln, wäre dann gegeben, wenn wir eine solche Entwicklung mit unsern eignen Augen beobachten könnten. Das ist aber bisher nicht geschehen. Selbst die viel berufenen Mutationen der Oenothera Lamarckiana, die de Vries entdeckt hat, sind weit davon entfernt, jenem Anspruch zu genügen. Denn auch abgesehen davon, daß der Fall immer noch nicht ganz klar liegt, würde es sich hier nicht um eine Entwicklung im aufsteigenden Sinne handeln: die Mutanten besitzen keinerlei Eigenschaften, die sie im Vergleich zu der Ursprungsform als höher organisiert zu betrachten zwängen. Beweise für die Entwicklungslehre gibt es nicht: es gibt nur gewisse Befunde, die sich unserem Verständnis leichter erschließen, wenn wir sie unter der Annahme der Abstammungslehre betrachten.

*) Auch die Art, wie Wasmann meinen Aufsatz in der Christlichen Welt 1907 Nr. 12 für seine Zwecke ausnutzt (S. 148), ist nicht einwandfrei. Einen Satz daraus hat Wasmann ganz aus dem Zusammenhang genommen und als ein bemerkenswertes „Zugeständnis" bezeichnet. In Wirklichkeit lehnte ich die Wasmannsche Position als unwissenschaftlich ab, jener Satz wollte nur dessen Gutgläubigkeit betonen und ihn gegen den Verdacht schützen, als ob er sich der Unwissenschaftlichkeit seines Verfahrens bewußt wäre. So aber, wie er in der Wasmannschen Schrift zitiert wird, muß er bei dem Leser den Eindruck erwecken, als ob ich anerkannt hätte, dieses Verfahren selbst genüge den Anforderungen strengster Wissenschaftlichkeit.

Auch wer sich der Entwicklungshypothese gegenüber die Ruhe des Urteils wahrt, wird einen Schritt weiter gehen dürfen. Die große Zahl von Tatsachen aus den verschiedensten Gebieten der Biologie, die sich zu Gunsten des Entwickelungsgedankens verwerten lassen, muß Jedem, der sie unvoreingenommen auf sich wirken läßt, imponieren. In der Tat würde es schwer sein, zu leugnen, daß die Organismen viele Züge aufweisen, die ihnen gemeinsam sind, die immer und überall wiederkehren, die auf nähere oder entferntere Verwandtschaften hinweisen. Und dies gilt auch für die ausgestorbenen Lebewesen; soweit ihre fossilen Ueberreste ein Urteil erlauben, wird es dahin lauten, daß auch sie unter einander und mit den rezenten Formen durch das Band der Verwandtschaft verknüpft sind. Der Begriff der Verwandtschaft aber schließt einen gemeinsamen Ursprung in sich, führt also unmittelbar zur Abstammungstheorie und damit zum Entwickelungsgedanken hinüber. So wird denn Nichts gegen die Behauptung einzuwenden sein, daß der Hypothese, die organischen Wesen seien das Produkt einer allmählichen Entwicklung, ein bestimmter Grad von Wahrscheinlichkeit zukomme.

3

Hiermit ist nun freilich die Grenze dessen erreicht, was sich wissenschaftlich zu Gunsten der Gültigkeit des Entwicklungsgedankens aussagen läßt. Ein Vergleich mit anderen wissenschaftlichen Sätzen mag zeigen, wie hoch etwa der Wahrscheinlichkeitsgrad ist, der diesem Gedanken zuerkannt werden kann. Auch die Sätze der exakten Wissenschaften, so ist behauptet worden, also der Mathematik, der Physik und Chemie lassen sich nicht völlig streng beweisen. Der Satz z. B. „Die Winkelsumme des Dreiecks (im euklidischen Raum) beträgt zwei Rechte" könne immer nur für das bestimmte Dreieck wirklich bewiesen werden, das der Berechnung zu Grunde gelegt werde. Sobald aber der Satz von der Winkelsumme als für alle Dreiecke giltig hingestellt werde, erleide die strenge Gesetzlichkeit eine Abschwächung in der Richtung einer, wenn auch noch so hohen Wahrscheinlichkeit. Denn nun werde von der Giltigkeit, die für eines oder für viele Dreiecke wirklich bewiesen sei, einfach auf die Allgemeingiltigkeit geschlossen, wofür aber der Beweis nicht erbracht und nicht zu erbringen sei. Ohne Zweifel steckt in solchem Raisonnement ein richtiger Kern. Alle Sätze, auch die universellsten, beruhen auf der deduktiven Verallgemeinerung induktiv gewonnener Ergebnisse. Aber während es Jedem ohne Weiteres einleuchtet, daß bei Sätzen wie dem von der Winkelsumme des Dreiecks solche Verallgemeinerung zu Recht besteht, nimmt die Zuversicht, mit der der Schluß von Einem auf Alle gezogen wird, in den außermathematischen Wissenschaften sukzessive ab. Ein Naturgesetz, dem heute eine sehr umfassende Bedeutung zuerkannt wird, ist der Satz von der Erhaltung der Energie; er besagt, die Summe der im Weltall vorhandenen Energie könne weder zu- noch abnehmen. Wie steht es nun mit den Beweisen für dieses „Gesetz"? Gewiß, in vielen Fällen hat die Forschung den Nachweis für seine Giltigkeit erbringen können. Aber berechtigt das dazu, seine Universalität als etwas Selbstverständliches anzuerkennen? Wäre es nicht möglich, sich Vorgänge wenigstens vorzustellen, in denen es nicht zuträfe? Wer sich den Energiesatz ganz zu eigen gemacht hat, dem wird es vielleicht unmöglich erscheinen, sich einen Fall auszudenken, in dem es nicht zuträfe. Aber es ist nur nötig, zu Sätzen zu greifen, die noch nicht so unlöslich mit unserem Denken verflochten sind wie gerade dieser, um sofort gewahr zu werden, daß das Vertrauen auf die nie versiegende Giltigkeit selbst der fundamentalsten Gesetze nicht so absolut unerschütterlich ist, wie Mancher wohl glaubt, daß die Wissenschaft selbst eigentlich niemals aufhört an ihnen zu zweifeln. Es sei erlaubt, ein Beispiel hierfür vorzubringen. Im Jahre 1785 entdeckte Lavoisier das Gesetz von der Erhaltung der Masse, daß also die im Weltall vorhandene

Substanz weder vermehrt noch vermindert werden kann. Seitdem ist dieser Satz mehr als hundert Jahre lang unangefochten geblieben und hat als eines der festesten Fundamente unserer Naturwissenschaft gegolten. Und doch befaßt sich der Berliner Physikochemiker H. Landolt seit mehr als anderthalb Dezennien damit, dieses Gesetz einer genauen Prüfung zu unterziehen; ja er glaubt auf Grund seiner mit äußerster Sorgfalt ausgeführten mühevollen Wägungen bewiesen zu haben, daß bei gewissen chemischen Reaktionen Abweichungen von diesem Gesetz vorkommen, da sich bei diesen Umsetzungsprozessen eine Gewichtsabnahme konstatieren ließ. Es mag zugegeben werden, daß sich schließlich doch eine Erklärung wird finden lassen, die mit dem Satz von der Erhaltung der Masse im Einklang steht, aber schon die Tatsache, daß ein Forscher solche Untersuchungen überhaupt ausführt und daß ihre Resultate von den Fachgenossen ernsthaft diskutiert werden, zeigt, wie selbst die allgemeingiltigsten, fundamentalsten Gesetze der Naturwissenschaft durchaus nicht vor ernstlichen Angriffen und Anfechtungen sicher sind: sie müssen immer damit rechnen, daß ihre absolute Giltigkeit in Zweifel gezogen werde, sie bringen es über einen, wenn auch noch so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit nicht hinaus.

Kehren wir zum Entwicklungsgedanken zurück. Ein Vergleich mit den angeführten mathematischen und physikalischen Sätzen ergibt ohne Weiteres, daß er mit ihnen, was zunächst die Allgemeinheit seiner Bedeutung und seiner Geltung anlangt, nicht auf einer Stufe steht. Jene treffen für das Gesamtgebiet des Materiellen zu, der Deszendenzgedanke erstreckt sich nur auf die organische Welt. Sodann aber erreicht er auch bei Weitem die Wahrscheinlichkeitshöhe nicht, die jenen zukommt. Denn ohne Zweifel bietet er weit mehr Angriffspunkte dar wie die mathematischen und physikalischen Sätze; von eigentlichen Beweisen kann bei ihm ja überhaupt nicht die Rede sein, da es sozusagen nur Indizienbeweise für ihn gibt und auch diese immer nur für eine verhältnismäßig kleine Gruppe innerhalb des organischen Reiches einige Kraft besitzen; dagegen macht die Ableitung der großen festumschriebenen Formengruppen von gemeinsamen Ahnen bisher unüberwindliche Schwierigkeiten, man denke nur etwa an Vertebraten und Insekten und gebe sich Rechenschaft davon, wie außerordentlich schwer es ist, sich deren gemeinsamen Ursprung aus einer Wurzel auch nur vorzustellen. Wer sich all das vergegenwärtigt, wird zugeben, daß der Entwicklungsgedanke nie und nimmer den Anspruch erheben kann, gleich jenen Sätzen der exakten Wissenschaften als ein universelles Naturgesetz betrachtet zu werden. Er ist weit davon entfernt, den Grad von Sicherheit und Bestimmtheit zu besitzen, der ihnen eignet. Wer ihn vorurteilslos und im Sinne strenger Wissenschaftlichkeit betrachtet, wird vielmehr geneigt sein, ihm eher den Charakter der Hypothese beizulegen, eines Satzes also, dessen Wahrheit nicht oder, sagen wir vorsichtig, noch nicht bewiesen ist.

4

Es könnte so scheinen, als ob damit der wissenschaftliche Wert des Entwicklungsgedankens auf ein sehr geringes Maß herabgedrückt würde. Ich möchte dem widersprechen. Die Frage ist nur, worin denn die Bedeutung dieser Hypothese für die Wissenschaft zu finden sei. Um es kurz zu sagen, ihr Wert liegt in ihrer Eigenschaft als regulatives Forschungsprinzip. Was damit gesagt sein soll, ist unschwer verständlich. Die Forschung bedarf, um vorzudringen, gewisser Fragestellungen, die ihr als Antrieb und Wegweiser zur Auffindung neuer Tatsachen dienen. An solchen Fragestellungen tastet sie sich gleichsam weiter; durch sie wird sie auf Umstände aufmerksam gemacht, die sie bis dahin nicht bemerkt hatte, und indem sie sich an die Untersuchung solcher unerforschter Vorgänge begibt, bringt sie Neues ans Licht, macht sie ihre Entdeckungen. Es gibt viele derartige die Forschung regulierende Prinzipien. Das allgemeinste, das überall zur Anwendung kommt, ist der Satz vom Grunde; er lautet: Jeder richtige Satz hat einen Grnnd seiner Wahrheit. Die Gründe dafür aufzusuchen, warum eine wissenschaftliche Aussage für wahr gehalten werden muß, darin besteht ja letztlich die ganze Arbeit des Forschers; in diesem Sinne darf der Satz vom Grunde als das allgemeinste die Forschung regulierende Prinzip betrachtet werden. Auch dem Entwicklungsgedanken wohnt die Kraft inne, solch einen regulierenden Einfluß auszuüben. Freilich erstreckt sich dieser nicht auf die gesamte Forschung. Nur für die biologischen Wissenschaften kann er in diesem Sinne wirken. Hier aber hat er sich als höchst fruchtbar erwiesen. Das wird Jeder zugeben, der den Zustand, in dem sich die Biologie vor dem Hervortreten des Entwicklungsgedankens befand, mit dem außerordentlichen Aufschwung vergleicht, den sie seit dem Erscheinen von Darwins großem Werke über die Entstehung der Arten (1858) genommen hat. In den Jahren von 1830 bis 1860 hatten sich die Biologen darauf beschränkt, eine Beobachtung an die andere zu reihen. Ein weitschichtiges Material war auf diese Weise angesammelt worden; aber es fehlte der einheitliche Gesichtspunkt, durch den es Ordnung und Zusammenhang gewann. Dieses Band, das die vielen nebeneinanderstehenden Einzelbefunde verknüpfen konnte, brachte die Entwicklungshypothese. Es ist überraschend zu sehen, wie auf einmal all das, was bisher ohne gegenseitige Beziehung und daher im Grunde unverständlich hatte bleiben müssen, zu engster Gemeinschaft sich verwob. Ein Großes und Ganzes war nun das Reich des Lebens geworden. Und neue Gebiete schloß der Entwicklungsgedanke den Forschenden auf. Indem er sich mit der Zellenlehre verband, gab er den Untersuchungen der ersten Entwicklungsvorgänge kräftigen Impuls: die Erforschung der Keimzellen und des weiten Feldes der Befruchtungs- und Vererbungsphänomene verdankt ihm wesentliche Förderung. Vor allem der vergleichenden Behandlung in Morphologie, Anatomie und Embryologie flossen durch ihn frische Kräfte zu; sie erhielt recht eigentlich erst jetzt, da mit dem Begriff der Verwandtschaft unter den Organismen Ernst gemacht wurde, tieferen Sinn und Bedeutung. So dokumentierte sich der Entwicklungsgedanke als Förderer und Wegweiser für die Biologie, wie sie solche von gleicher Kraft und Tragweite bis dahin nicht gekannt hatte. Und sicherlich haben die biologischen Disziplinen allen Grund, diesen Zauberstab, der ihnen soviele verschlossene Türen öffnete, hoch in Ehren zu halten. Kein wissenschaftlich denkender Biologe wird den Dienst verkennen, den die Entwicklungshypothese als regulatives Prinzip seiner Wissenschaft geleistet hat.

Ungern nur entschließe ich mich, hier Worte anzufügen, die den Eindruck erwecken könnten, als sollten sie das Gesagte abschwächen. Auf die Gefahr hin, mir die Mißbilligung der Leser zuzuziehen, muß ich doch auf Etwas hinweisen, was nicht ohne Bedeutung ist. Es betrifft die Dauerhaftigkeit des Entwicklungsgedankens. Wer den Gang verfolgt, den die biologische Wissenschaft nimmt, wird fast gegen seinen Willen zu der Meinung gedrängt, seine Blütezeit neige sich ihrem Ende zu. Schon entziehen sich gewisse Gebiete der Forschung seiner Herrschaft. Nicht als ob sie sich in Gegensatz zu ihm stellen wollten; aber sie bedürfen seiner nicht mehr. Andere Probleme sind es, denen sie nachgehen, Fragen, zu deren Ergründung die Entwicklungshypothese Nichts beitragen kann. Es sei an die experimentellen Untersuchungen erinnert, die sich um die Aufhellung der Vorgänge der Formgestaltung, des Wachstums, der Regeneration und Regulation mühen; auch mögen hierher die experimentierende Bakteriologie, die Bastardierungsforschung und die Arbeiten gerechnet werden, die den Faktoren nachspüren, durch die das Geschlecht der Organismen bestimmt wird. Das ist vielleicht nicht viel; aber es zeigt doch, daß der Entwicklungsgedanke nicht einmal innerhalb der biologischen Wissenschaften auf Herrschaft von unbegrenzter Dauer wird rechnen dürfen. Schließlich wird auch er einmal seine regulierende Kraft erschöpfen, und es werden andere Prinzipien auftauchen, die der Forschung aussichtsvollere Wege eröffnen, ihr neue Mittel an die Hand geben, mit deren Hilfe sie schneller und sicherer vorwärts zu kommen vermag. Wer wollte dann um eine Hypothese trauern?

5

Nun weiß ich freilich, daß es Manchen gibt, auch manchen Naturforscher, dem diese Betrachtung über den Wert des Entwicklungsgedankens für die Wissenschaft und seine Grenze nicht

behagen wird. Ihm ist er mehr als Hypothese, mehr als regulatives Prinzip. Kaum deutlicher und schärfer läßt sich sagen, was hier gemeint wird, als es folgende Worte tun, die den „Vorträgen über Deszendenztheorie" von August Weismann (S. 5 f. der zweiten Auflage) entstammen:

Die Vorstellung von einer Entwicklung der irdischen Lebewelt ... bedeutet nichts Geringeres als die Entfernung des Wunders aus unserem Wissen von der Natur und die Einreihung der Erscheinungen des Lebens in die übrigen Naturvorgänge als gleichwertige, d. h. als solche, die aus denselben Kräften erwachsen und denselben Gesetzen unterworfen sind ... So denken wir uns heute auch, daß kein Ereignis im Bereich des Lebendigen auf Willkür beruht, daß zu keiner Zeit Organismen aus Nichts durch ein Machtwort des Schöpfers entstanden, sondern daß sie jederzeit aus dem Zusammenwirken der vorhandenen Naturkräfte hervorgegangen sind. U. s. w.

Viele denken ähnlich. Ihnen ist die Entwicklungslehre deshalb von so hohem Werte, weil sie sich der Meinung hingeben, auf ihrem Grunde eine einheitliche, widerspruchslose „natürliche" Weltanschauung errichten zu können. Die Befreiung von dem „Wunder" soll sie ihnen bringen, ein Wissen anstatt des Glaubens, Naturkräfte anstatt des Schöpfers. Hiermit kehren wir dorthin zurück, von wo wir ausgingen, zu den Wasmannschen Vorträgen und den Reden seiner Gegner. Fast die gesamte Diskussion drehte sich um diesen Punkt. Nicht die wissenschaftliche Bedeutung des Entwicklungsgedankens stand in ihrem Mittelpunkt, sondern der Wert, den dieser oder jener ihm für seine „Weltanschauung" beimaß, mochte sie nun Christentum oder Monismus heißen.

Was ist davon zu halten? Wer die Entwicklungslehre in der angedeuteten Weise verwertet, der muß zunächst ihren hypothetischen Charakter vergessen. Trotz der mangelnden stringenten Beweise erkennt er sie als wahr, nicht als bloß wahrscheinlich an; sie wird ihm damit zum Dogma, zum Glaubenssatz. So klar es ist, kann es doch nicht oft und scharf genug betont werden: wer sich der Entwicklungslehre in dieser Weise gegenüberstellt, dessen Interesse an ihr leitet sich nicht mehr von wissenschaftlichen Erwägungen her; es zieht seine Nahrung aus Wünschen, die außerhalb der Wissenschaft liegen, auf jenem Gebiete nämlich, das als Metaphysik bezeichnet wird. Es kann natürlich Niemandem verwehrt werden, sich so zur Entwicklungslehre zu verhalten; nur sollte er sich darüber nicht täuschen, daß er damit auf dem Wege der Religion wandelt. Es sind Bedürfnisse des Gemütes, die er zu befriedigen strebt. Dafür gibt es keinen eklatanteren Beweis, als die Tatsache, daß gerade, was er bekämpft und überwunden zu haben glaubt, das Wunder, hier mit fliegenden Fahnen wieder einzieht. Ist es denn nicht Wunder zu nennen, wenn die von Ewigkeit her vorhandene Materie die Fähigkeit besitzt, diese ganze so vielgestaltige Lebewelt aus sich hervorzubringen? Wer gab ihr die Kraft, und wie brachte sie das Werk zustande? Wer nur ein wenig Ernst daran wendet, solchen Gedanken konsequent nachzugehen, der wird zu der Einsicht kommen, daß der Entwicklungsgedanke ins Metaphysische übertragen denselben Wunderglauben verlangt, den der Monismus so eifrig perhorresziert. Es ist eine Täuschung, zu glauben, wir vermöchten auf intellektuellem Wege zu einer einheitlichen Auffassung der Welt zu gelangen; das gelingt vielmehr immer nur dem, der die Forderungen der Wissenschaft bei Seite setzt und Konsequenzen aus ihren Resultaten zieht, die ihr selbst fremd sind. Es ist, wie P. Volkmann sagt (Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften. Leipzig, Teubner. S. 140), die intellektuelle Wertschätzung der Einheit eine Illusion:

Man wird sich an den Gedanken zu gewöhnen haben, die Wirklichkeit als gleichzeitiges Resultat mehrerer Faktoren aufzufassen, und die Forschung in jedem Fall zunächst auf einen Faktor zu beschränken, um dann den nächsten in Betracht zu ziehen. Einheit ist gut, wo sie sich auf dem Wege der Erkenntnis von selbst ergibt, aber ein auf die Spitze getriebenes Einheitsprinzip ist ein phantastisches Ideal, welches, wenn es durchaus existieren soll, in unendlicher Ferne liegt. Es ist ebenso leicht wie wertlos, solche ideale Ziele anzugeben und aufzustellen. Ideale und Ziele, die Wert haben sollen, müssen mit der Wirklichkeit Fühlung haben, sie dürfen weder zu fern noch zu nah liegen. Solche Ideale aufzustellen ist schwierig, aber erkenntnistheoretisch wertvoll; zu diesen gehört das unbedingte Einheitsprinzip nicht.

6

Fasse ich zusammen, so möchte ich Folgendes sagen. Wissenschaftlichem Denken ist der Entwicklungsgedanke Hypothese, eine sehr wertvolle und als Forschungsprinzip sehr brauchbare Hypothese, aber doch nie mehr, vor allem niemals Glaubenssatz. Mit Glaubenssätzen hat sich die Wissenschaft nicht zu befassen, ihnen kommt auch das Prädikat wissenschaftlicher Wahrscheinlichkeit nicht zu, ja sie existieren für die Wissenschaft überhaupt nicht, es sei denn, daß sie die Geschichte ihrer Entstehung oder der Wirkungen untersucht, die von ihnen ausgingen. Selbstverständlich geht es nicht an, Wunderglauben und wissenschaftliche Hypothese in Parallele zu setzen und beide mit demselben Maße zu messen. Einer wissenschaftlichen Betrachtung kann der Wunderglaube nicht standhalten; Wissenschaft und Wunder schließen sich aus, jene bedeutet letzten Endes die prinzipielle Beseitigung dieses. Wollte sich also Jemand auf meine Ausführungen berufen, um den Wunderglauben zu retten, so handelte er wie ein Arzt, der seinem Patienten zur Linderung seiner Schmerzen etwa Blausäure verschriebe.

Anders liegt aber die Sache, sobald man vergißt, daß der Entwicklungsgedanke eine wissenschaftliche Hypothese ist, und ihn, wie es oft geschieht, zum Glaubenssatz macht. Denn eben nur solange als ihm sein hypothetischer Charakter gewahrt bleibt, widerspricht er der Erfahrung nicht; täte er dies, so hätte er als Hypothese keine Berechtigung mehr. In der Form des Glaubenssatzes aber tritt er zu unserer Erfahrung in Gegensatz. Wir können wohl sagen: Es ist möglich, daß die organische Welt in der Weise entstanden ist, wie es der Entwicklungsgedanke annimmt; bisher wenigstens ist Nichts bekannt geworden, was dieser Annahme widerspräche. Aber sobald wir diese ganz allgemeine und unbestimmte Konzeption zu massiven Vorstellungen verdichten, die sich auf Einzelheiten erstrecken müssen, und verlangen, daß diese, für die es keine Beweise gibt, als wahr anerkannt, also geglaubt werden, setzen wir uns allerdings der Gefahr aus, mit der Erfahrung in Widerspruch und ins Gebiet des Wunderglaubens zu geraten. Davor gerade will dieser Aufsatz warnen, indem er zeigt, daß wahre Freiheit einzig dem sich seiner Grenzen bewußten wissenschaftlichen Denken beschieden ist. Ist aber der Drang der Menschheit zur Metaphysik vorläufig unausrottbar, so darf doch die Hoffnung bestehen, daß er dereinst werde ausgerottet werden können. Denn er führt ins Dogma hinein, das Dogma aber ist die Unfreiheit. Dies ist eine Erfahrung, die die Geschichte des menschlichen Geisteslebens uns hat machen lassen. Sollten wir aus ihr nicht auch eine Lehre für die Zukunft entnehmen können und uns hüten, neuen Religionen in die Hände zu fallen, die im Schafskleid der „Weltanschauungen" zu uns kommen? Von hier aus ist auch der Anspruch des Monismus, als sei ihm die Schaffung einer einheitlichen wissenschaftlichen Weltanschauung mit Hilfe der Entwicklungslehre gelungen, zurückzuweisen. Seine Weltanschauung ist so wenig wissenschaftlich wie irgend eine andere Religion. Deshalb mußte auch der Kampf, den er gegen die Anschauungen Wasmanns führte, unentschieden enden. Der monistische Entwicklungsgedanke ist eben gerade so dogmatisch-metaphysisch wie der jenes Jesuiten.

Ernst Teichmann

Von aktuellen Sachen

Vom Parteinehmen — Vom Keplerbund — Von der preußischen Generalsynode — Vom Fall Jatho — Vom Liberalismus — Von der Polenfrage — Von der Friedensbewegung — Von den Freunden der Christlichen Welt

4. Vom Fall Jatho

Streng genommen gibt es einen Fall Jatho nicht. Es gibt nur erstens Leute, die einen Fall Jatho herbeisehnen. Zu diesen gehört der Herausgeber der „Reformation". Ferner gibt es Andre, die lieber möchten, daß es nicht zu einem Fall Jatho kommt. Dahin rechne ich das rheinische Konsistorium und den Berliner Oberkirchenrat. Drittens gibt es den Pfarrer Jatho selbst, seine Gemeinde und seine weitere Anhängerschaft.

Ich kenne Jatho persönlich nicht. Und das war mit ein Grund, weshalb ich in der Christlichen Welt bisher von ihm und seiner Sache geschwiegen habe. Ich hoffte immer auf eine Gelegenheit, die mir einen persönlichen Eindruck von ihm brächte. Denn daß ich auf Grund seiner gedruckten Predigten über ihn urteile, kann Niemand verlangen. Predigten eines ordentlichen Predigers soll man hören, nicht lesen. Ich habe denn also auch seine Predigten nicht gelesen und beabsichtige nicht sie zu lesen.

Wohl aber habe ich die „Aktenstücke" gelesen, die der „Verein für evangelische Freiheit zu Köln" herausgegeben hat und die der Nr. 47 des Evangelischen Gemeindeblattes für Rheinland und Westfalen beigelegen haben. Daraus habe ich ersehen, daß es sich bei den letzten Vorhaltungen, die das Koblenzer Konsistorium Jatho gemacht hat, um seinen mir wohl bekannten längst gedruckten Vortrag über das Abendmahl gehandelt hat. Unsre Leser finden ihn in der Sammlung: Praktische Fragen des modernen Christentums. Fünf religionswissenschaftliche Vorträge von Traub, Jatho, Arnold Meyer, Niebergall und Foerster. (Leipzig, Quelle und Meyer 1907. 134 S. 1,80 gebunden 2,20 Mk.) Unser Berichterstatter über das Buch in Nr. 25 d. v. J. bemerkte nach dem allgemeinen Lobe, das er den sämtlichen Beteiligten für die Lösung der gemeinsamen Aufgabe gezollt hat, zu Jathos Vortrag insbesondere: „Etwas schwerfällig wirken beim Lesen Jathos gediegene Ausführungen über das Abendmahl; der Vortrag nähert sich an einigen Stellen zu sehr dem Tone der theologischen Abhandlung." Ich kann dem nur beistimmen; Jatho mutet seinen Hörern fast zu viel an wissenschaftlichem Material zu. Aber in dem Zeitalter der Religionsgeschichtlichen Volksbücher darf man das. Und er kennt sein Publikum, weiß was er ihm zutrauen darf. Jedenfalls hat er ein Recht zu sagen: „der Vortrag sei in Ton und Geist wissenschaftlicher Erörterungen gehalten." Ich weiß nicht, ob Jatho immer so gründliche Vorträge hält; offengestanden, ich hätte es ihm kaum zugetraut, nach dem was ich von seiner praktischen Arbeitslast weiß. Man braucht darum ja gewiß nicht den Einzelheiten seiner Darlegungen zuzustimmen; aber man sieht, der Mann hat sich in den heutigen Stand der wissenschaftlichen Diskussion vertieft und gibt sein Bestes. Aber man wolle meine unmaßgebliche Meinung an dem gedruckten Wort kontrollieren: das Koblenzer Konsistorium urteilt unter dem 8. August v. J. ganz anders als ich.

Es geht nun ins vierzehnte Jahr, daß schon einmal Rheinland und Westfalen in Sachen des Abendmahls sich erregten. Im Oktober 1894 hatte Professor Grafe im Theologischen Ferienkursus zu Bonn die neuesten Forschungen über die urchristliche Abendmahlsfeier behandelt. Man nehme sich die Mühe und lese heute sein Referat (ganz abgedruckt in Zeitschrift für Theologie und Kirche 1895 Heft 2) und lese dazu, was die Chronik der Christlichen Welt 1894 Nr. 48 eingehend über das von ihm geweckte Echo berichtet. Es ist das Alles sehr lehrreich. Wie wird man in abermals vierzehn Jahren über Jathos Vortrag urteilen und über die Aktenstücke, die ihn begleiten?

Man soll doch den Mann in Ruh lassen! Ich meine nicht die Kirchenbehörden. Was will ein Konsistorium, was will ein Oberkirchenrat denn tun, wenn die Denunziationen kommen? Eine Weile können sie taub sein, dann müssen sie an den „Fall" heran, und irgendwie geht es dann — nach dem kanonischen Recht. Und wird nicht juridisch, sondern „wissenschaftlich" gerichtet, so drohen nur neue Gefahren. Denn woher will eine Kirchenbehörde zu wissenschaftlicher Zensur die Autorität nehmen? Vielleicht sitzen ein oder zwei Männer im Kollegium, die der wissenschaftlichen Lage gewachsen sind — um so besser; an der Ausstattung unsrer Kirchenbehörden mit tüchtigen Fachtheologen hängt sicher ein Teil unsrer Hoffnung auf die Zukunft unsers kirchlichen Regiments. Aber Konsistorium und Oberkirchenrat werden niemals als wissenschaftliche Autoritäten ihren Beruf erfüllen können, sondern bei ihren Entscheidungen im Ernstfalle immer an andre Maßstäbe gebunden sein.

Nein, wenn wir sagen: man soll den Mann in Ruh lassen! so denken wir an die konservativen Gemeindeglieder und an die konservativen Kollegen. Jatho ist in Köln der einzige evangelische Pfarrer seiner Art. Gottes Wort wird also in Köln für Jedermann reichlich in der Form dargeboten, wie der alte Glaube es begehrt. Jatho ist auch ein persönlich friedfertiger Mann, kein Streittheologe. Er hat große, besondre Gaben, die stellt er in den Dienst seiner Gemeinde, seiner Kirche, seines Gottes, arbeitend und predigend, wie es ihm ums Herz ist. Niemand, der nicht will, braucht ihn zu hören, Tausende hören ihn und haben Etwas von ihm. Da ist einmal ein liberaler Pfarrer, der volle Kirchen hat: man lasse ihn sich auswirken! Er hat Leben gebracht in die evangelischen Massen, hat Kreise erreicht, die sonst außerhalb des Schattens der Kirche bleiben: soll ihm das nicht zur Gerechtigkeit gerechnet werden? Es gibt so manche Gemeinde, da ist es trotz aller Orthodoxie des Pfarrers so tot, daß das Konsistorium alle Ursache hätte, zum Rechten zu sehen: sollen wir die Gegenrechnung einmal ernstlich aufmachen?

Aber er ist ein Irrlehrer, heißt es. Nun, irrt er, so trete man ihm sachlich entgegen: ich sehe aus Nr. 47 der Evangelischen Gemeindenachrichten aus Köln, daß Pfarrer Wendland in Wort und Schrift wider ihn aufgetreten ist — warum nicht? An den Kampf der Geister mag sich die Gemeinde gewöhnen; wird er in brüderlichem Geiste geführt, so wird sie Segen davon haben. Nur keine falsche Einheit vortäuschen: daran müht sich ja der heutige offizielle Katholizismus zum Erschrecken ab. Nein, den „Positiven" soll nicht zugemutet werden, daß sie „stumme Hunde" seien. Aber man lasse die Person in Frieden, man verzichte auf jederlei Denunziation bei den Behörden, solange man das Gefühl haben kann, daß man es mit einem anständigen, aufrichtigen, frommen Mann zu tun hat — und das ist noch niemals bestritten worden —: im Uebrigen streite man um die Sachen.

Und nun gestatte man eine Betrachtung, die vielleicht doch auch auf Jathos Gegner Eindruck macht.

Was würde denn in unserer evangelischen Kirche anders, wenn nun wirklich der Fall Jatho exekutiert wäre, und wonach Manche sich auch so herzlich sehnen, der Fall Traub dazu? Rein Nichts. Weder der Stand der Wissenschaft an unsern Fakultäten, noch die Bedürfnisse eines modernen Laiengeschlechts, noch die Schwierigkeiten, die sich aus all der Fortentwicklung der Wissenschaft und des Laienbewußtseins für die rechte Erhaltung des Vätererbes ergeben. Schließlich liegen doch da Probleme vor, an denen die Theologie aller Schulen, die Pastorenschaft und das Laientum aller Richtungen mit allem Fleiß wetteifernd zu arbeiten berufen ist. Die einzelne Person, der einzelne Fall — was gelten denn die? Ein Schrei, und dann schlagen die Wogen darüber zusammen, und der große Strom wälzt sich weiter dem Ziele zu: eine unheimliche Macht für den, der nicht weiß, daß der Geist des lebendigen Gottes noch immer über den Wassern schwebt und schafft und schafft. . . . Ich kann das Eine nicht begreifen, weshalb die prozeßsüchtigen Bekenntnisfreunde nicht mehr Vertrauen haben auf den Herrn der Kirche und den Sieg seiner Verheißungen; warum sie immer wieder auf den kurzsichtigen und kleingläubigen Wahn geraten: Wenn A nicht bestätigt wird und B heruntermuß von der Kanzel, dann, ja dann steht es wohl um die Landeskirche. Nein, eine Landeskirche, eine Volkskirche muß viel vertragen an Mannigfaltigkeit der Geister. Und sie verträgt viel. Die Zeiten des alten Lehrgesetzes sind vorüber, und die neue Weisheit, die unsre Kirche an Satzungsparagraphen binden möchte, wie wenn sie ein Verein wäre, scheitert daran, daß man einem Verein beitritt, in unsre Kirche aber hineingeboren wird. Wer die Volkskirche will, muß auch einen Pfarrer Jatho vertragen können.

R

Mütter und Töchter

Vgl. Nr. 1

Zu dem Kapitel von „Müttern und Töchtern" möchte auch ich das Wort ergreifen und zwar von einem Standpunkt aus, der meines Wissens noch nicht zu seinem Recht gekommen ist,

nämlich von dem der Mutter, die ihre Töchter mit der „freilassenden Liebe" liebt, von der Mathilde Jeß in Nr. 1 der Christlichen Welt redet.

Es ist immer nur die Rede von der Pflicht der Mutter, die Töchter ihre eigenen Wege gehen zu lassen, von der Selbstverleugnung, die sie üben muß oder üben müßte, niemals von dem Glück der Mutter, die ihre Töchter eigene Wege gehen sieht, und die (das ist eben das Glück) sie mit ihnen geht.

Ich spreche aus eigener Erfahrung.

Meine beiden Töchter, 25 und 20 Jahre alt, die es nach der bekannten schönen Redensart „nicht nötig haben", stehen im selbstgewählten Beruf und streben in diesem weiter. Ich selbst habe als Mädchen, wie es eben vor dreißig Jahren Sitte war, lange nicht all das lernen dürfen, wonach ich hungerte und dürstete, und habe mir, als ich meine kleinen Töchter zu intelligenten großen Mädchen heranwachsen sah, gelobt: „Diesen Hunger und Durst sollt ihr, soweit es an mir liegt, nicht leiden." Daß darin auch für mich selbst das größte Glück liegen sollte, habe ich damals nicht gedacht, und doch ist es so. Jetzt lebe ich mit meinen Kindern meine zweite Jugend, mein zweites Leben. Was die Mädchen erfüllt, das bringen sie zu mir, überzeugt, daß Niemand auf der Welt mit so liebevollem Verständnis auf ihre Interessen eingehen kann als die Mutter, die das Wachsen und Werden von Neigung und Begabung vom ersten Moment an miterleben durfte.

Mir ist durch das Leben mit den Töchtern all das Streben, das durch die junge Frauenwelt geht, nah und vertraut geblieben, kein geistiges Interesse der Gegenwart fremd und unverständlich. Das Alles aber nicht, weil ich noch ein „Eigenleben" führe: im Gegenteil, weil ich das Leben meiner Kinder lebe, weil ich glaube, im höchsten und besten Sinne Mutter und nur Mutter zu sein. Es ist doch auch ganz widersinnig, daß die Mutterschaft naturgemäß im Anfang ein Glück, in der Vollendung ein schmerzvolles Entsagen sein müßte. Freuden und Leiden gehen immer Hand in Hand und wechseln nur die Form. Die Freude über den ersten Schritt, das erste Wort, fällt zusammen mit mühevollen Tagen und Nächten, die Freude über den ersten Erfolg im selbstgewählten Beruf mit dem Leid über zeitweilige äußere Trennung, die der Beruf naturgemäß mit sich bringt; eine innere Trennung darf und wird er nicht bringen, wenn die Mutter richtig dazu steht.

Sollten meine Töchter sich noch verheiraten, so weiß ich, daß sie es nicht aus Langeweile, aus Unbefriedigtsein tun — Gründe, aus denen so viele Ehen geschlossen werden. die dann auch danach ausfallen — sondern, weil sie so ihr Leben zu noch höherer Vollendung auszubauen hoffen. Ich glaube bestimmt, daß sie gute Frauen und Mütter sein werden, denn sie haben gelernt, ihre Zeit auszukaufen, und daß der Mensch nicht vom Brot allein (Kochen, Reinmachen und oberflächlicher Geselligkeit) leben kann, sondern daß es Besseres und Höheres gibt.

Meiner Töchter Altersgenossinnen müssen sich meist die Bildung noch als Geschenk erbitten oder als Beute erkämpfen; so Gott will, werden sie es einmal ihren Töchtern gegenüber als eine unabweisbare Pflicht empfinden, sie auf eigene Wege zu weisen und diese nach Möglichkeit zu ebnen: dann wird das Sich-Mißverstehen zwischen Müttern und Töchtern immer mehr zu einem überwundenen Standpunkt werden. A B

Bilder aus der Geschichte der weiblichen Diakonie

2

Seit wann es „gottgeweihte Jungfrauen" gab, läßt sich nicht feststellen. Sie unterscheiden sich grundsätzlich von den „Diakonissen" des Ostens durch das Gelübde der Ehelosigkeit, müssen also zu der Zeit aufgetaucht sein, als im Christentum jene ungesunde Richtung an Boden gewann, die im Verzicht auf die Ehe ein Gott wohlgefälliges Werk sah und in der Hoffnung auf eine innigere Vereinigung mit Gott die Jungfräulichkeit dem ehelichen Leben vorzog. Die ersten Nachrichten jedenfalls über das Gelübde solcher Jungfrauen bringt erst Tertullian (160—230). Die Grabsteine, auf denen ihrer gedacht wird, stammen aus späterer Zeit. Da heißen sie: heilige (hochwürdige) Jungfrauen, Bräute Gottes (Christi, des Herrn), Mägde Gottes, sonst kommt auch der Ausdruck „Gott geweihte Jungfrau" vor. Man findet sie später auch bei den griechischen Kirchenvätern erwähnt. Da werden sie mit ganz ähnlichen Ausdrücken bezeichnet: heilige oder selige Jungfrauen, dem Herrn Geheiligte, Tempel Gottes. Bei Basilius (330—379) finden wir sogar eine Definition des Begriffes. Er versteht darunter „eine Jungfrau, welche freiwillig sich dem Herrn zum Opfer gebracht, auf die Ehe verzichtet und dafür den Stand eines nach Heiligkeit strebenden Lebens erwählt hat." Da haben wir schon unverkennbar das Nonnenideal des römischen Katholizismus und die „höhere" Sittlichkeit des ledigen Standes. Das kommt auch unumwunden zum Ausdruck. So schreibt Hieronymus an eine solche Jungfrau, Eustochium mit Namen:

> Ich will nicht, daß du mit verheirateten Frauen verkehrst, ich will nicht, daß du in die Häuser der Vornehmen gehst; ich will nicht, daß du oft siehst, was du doch verschmähtest, als du den Jungfrauenstand erwähltest. Was gehst du mit hin, wenn die Kaiserin Besuche empfängt? Was läufst du zu eines Menschen Weib, du Braut Gottes? Lerne in diesem Punkte den heiligen Stolz: vergiß nicht, daß du besser bist als Jene. (Hieronymi Epistulae 22, 16).

Dem entspricht denn auch das hohe Ansehen, das diese Jungfrauen genossen. Es spricht sich ja schon in den Bezeichnungen aus, die man für sie hat und die wir auch im Munde hochstehender Persönlichkeiten wiederfinden. Hieronymus redet die oben erwähnte Eustochium mit Nachdruck als Domina (Wortspiel zu Dominus) an. „Das schreibe ich deshalb, liebe Herrin Eustochium — denn Herrin muß ich doch die Braut meines Herrn nennen" .... (a. a. O. c. 2). Sogar von einem Kaiser, von Konstantin, wird erzählt, daß er diese Jungfrauen hoch in Ehren gehalten und selbst als „heilige und ehrwürdige" angeredet habe. Die Kaiserin Helena lud sie ein und bediente sie sogar bei Tafel.

Es tritt aber auch deutlich schon der ungesund-schwärmerische Zug des späteren Nonnentums hervor. So in den Gedanken, daß Gott selbst, oder Jesus, der Bräutigam oder gar der Gemahl der geweihten Jungfrau ist. So bezieht Hieronymus in dem Eingang des oben angeführten Briefes auf die Eustochium die Verse 11 und 12 des 45. Psalms: „Vergiß dein Volk und deines Vaters Haus, und der König wird Lust an deiner Schöne haben." Weiteren Beispielen dafür werden wir noch weiter unten bei der Besprechung der Tracht begegnen. Echt klösterlich ist ferner der Gedanke, daß die freiwillige Ehelosigkeit ein tägliches Martyrium sei. So schreibt Hieronymus:

> Denn nicht allein das wird als Martyrium angerechnet, wenn Jemand als Bekenner sein Blut vergießt, sondern auch der unbefleckte Dienst eines gottgeweihten Sinnes ist ein tägliches Martyrium. Jene Krone ist von Rosen und Veilchen, diese von Lilien geflochten. (Ep. 108, 31.)

In dieser Gleichstellung der geweihten Jungfrauen mit den Märtyrern liegt nun auch die Ursache für eine weitere ungesunde Erscheinung, nämlich das frühe Alter des Eintritts in den geweihten Stand. Basilius zwar fordert 16—17 Jahre als Mindestalter; aber Ambrosius will auch Kinder zum Ablegen des Gelübdes zugelassen wissen und begründet seine Forderung eigentümlicher Weise durch Berufung auf das Martyrium eben der Kinder:

> Wundere dich nicht, daß selbst Kinder das Gelübde ablegen; lesen wir doch auch, daß Kinder das Martyrium erduldet haben. Denn es stehet geschrieben: Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du Lob zugerichtet. (Ambrosius, De virginitate, c. 7.)

Die Berufung auf die Psalmstelle muß uns besonders ungerechtfertigt erscheinen, wenn wir in Betracht ziehen, daß diese Kinder arme Wesen waren, welche der Selbstsucht der Eltern zum Opfer fielen. War es doch der höchste Stolz manches Elternpaares, eine geweihte Jungfrau unter ihren Kindern zu haben, und diese galt dann nicht bloß als Fürsprecherin, sondern geradezu als Sühnopfer für die ganze Familie. Dieser Betrachtungsweise wurde natürlich durch den Vergleich mit den Märtyrern noch ganz besonders Vorschub geleistet. So ließen die Eltern nicht nur ihre Kinder in frühestem Alter die Profeß ablegen, sondern bestimmten sie auch schon vor ihrer Geburt dazu.

So kommt es, daß uns auf Grabinschriften berichtet wird von Mägden Gottes im Alter von zehn und fünf Jahren. Ein Epitaph aus Oberitalien aus dem Jahre 488 gilt einem gottgeweihten Kinde, welches noch nicht drei Jahre alt war. Diese Kinder mußten natürlich längere Zeit noch bei der Mutter bleiben, bevor sie in eine gemeinsame Erziehungsanstalt gebracht werden konnten. In älterer Zeit blieben sie überhaupt ganz im Elternhause, weil es noch keine eigentlichen Klöster gab; und wir besitzen von Hieronymus mehrere Briefe, in denen er den Eltern Anweisung gibt, wie sie die Erziehung ihrer gottgeweihten Tochter einrichten sollten. In der Einleitung eines dieser Briefe gibt Hieronymus selbst zu, daß es im Grunde eine verfehlte Sache sei, ein Kind schon von frühester Jugend an auf den gottgeweihten Stand vorbereiten zu wollen:

> Es ist eine schwierige Sache, an ein kleines Mädchen zu schreiben, welches nicht versteht, was man spricht. Seine Seele kennt man nicht, und es ist ein gewagtes Ding, Etwas zu versprechen, was das Kind nachher wollen soll. Es ist, wie jener berühmte Redner sagte: die Hoffnung, die man auf sie setzt, ist löblicher als die Sache. Denn wie kann man Entsagung verlangen von einem Würmchen, das Hunger auf Kuchen hat, das an der Mutter Brust plappert und lallt, dem Honig süßer dünkt als Worte? (Ep. 128, 1.)

Trotzdem gibt Hieronymus nunmehr seinen Rat: das Kind soll fleißig in der heiligen Schrift unterwiesen werden, daneben aber auch im Spinnen, Weben und Anfertigen von Kleidern. Das entspricht dem, was wir auch sonst von der Tätigkeit dieser Jungfrauen hören. Ihre Hauptbeschäftigung war das Studium der heiligen Schrift. Hieronymus rühmt von einer Bläsilla, daß sie das Griechische ebensogut spreche wie ihre lateinische Muttersprache. Das Studium der Bibel scheint sich also bis auf den Urtext erstreckt zu haben, nur dürfte dabei in den meisten Fällen weniger an ein gründliches Erlernen der griechischen oder hebräischen Sprache zu denken sein, als vielmehr an ein mechanisches Auffagen unverstandener Worte, so wie der Katholik heute sein Pater noster und der Israelit sein Schema jisraël aufsagt. Neben dieser geistigen Beschäftigung hatte auch die Handarbeit ihre Stelle. Die ärmeren bestritten daraus ihren Lebensunterhalt, und alle gewannen dadurch die Mittel zu Werken christlicher Barmherzigkeit; aber als Lebensaufgabe wurde die Arbeit nicht aufgefaßt, sondern wie Wilpert schreibt: „Allen, armen wie reichen, brachte die Handarbeit eine anregende Abwechslung in das tägliche Leben. Deswegen war sie auch allen Jungfrauen ohne Unterschied der Abkunft geboten."

Wir sehen, wie weit man damals von dem entfernt war, was man heute unter weiblicher Diakonie versteht. Trotzdem bieten jene Jungfrauen die damalige Parallele zu unseren Diakonissen; denn sie wurden von den Vertretern der Kirche in ihren Stand durch eine feierliche Einsegnung eingesetzt, wobei der Priester sie mit der Tracht schmückte, welche sie im täglichen Leben vor den übrigen Christinnen auszeichnete. Die Stellen darüber aus jener Zeit verdienen deshalb unser Interesse, weil sie die ältesten Belege für Diakonissen- oder Nonnentracht bieten und Sinn und Bedeutung des habitus deo dicatus uns erläutern.

Tertullian schreibt:

> Trage das vollkommene Gewand der Ehefrau, damit du den Stand der Jungfrau bewahrst. Gib dir kühn nach außen einen falschen Schein. Du tust es auf Grund dessen, was in deinem Herzen wahr ist, und Gott weiß, daß du die Wahrheit zum Ausdruck bringst, wenn es auch sonst Niemand weiß. Denn du läßt dir ja keine Unwahrheit zu schulden kommen, wenn du dich als eine Verheiratete kleidest; bist du doch mit Christo vermählt. (De velandis virginibus c. 16.)

Und Hieronymus mahnt in seinem Briefe an Laeta über die Erziehung ihrer Tochter:

> Schon der Anzug und die Kleidung soll sie stets erinnern, wem sie verlobt ist. Deshalb durchbohre nicht ihre Ohren, bemale nicht mit weißer und roter Schminke die Lippen, welche Christo geweiht sind. Belaste nicht ihren Hals mit Gold und Perlen, beschwere ihr Haupt nicht mit Edelsteinen, und färbe ihr Haar nicht rot, als wolltest du schon das höllische Feuer anzünden. Andere Perlen soll sie haben, aus deren Erlös sie dereinst die köstlichste Perle kaufen wird. (Ep. 107, 5.)

Im Einzelnen war das Abzeichen der Frauenkleidung vor Allem der Schleier, velum (velamen) sanctum, wie denn Heiraten von der Braut im Lateinischen durch den Ausdruck „sich verschleiern"*) wiedergegeben wird. Nun wurde der Schleier auch Abzeichen der gottgeweihten Jungfrau, und bald bedeutet „den Schleier nehmen" soviel wie Nonne werden. Die Form und Größe des velum wechselt. Auf den Abbildungen in den Katakomben ist es mehrfach dargestellt als einfach faltig auf die Schultern herabhängendes Tuch; oft wird es noch etwas länger gewesen sein; wir finden sogar die Forderung aufgestellt, es müsse so lang sein, daß es die aufgelösten Haare ganz bedecke, also so lang wie das Kopftuch bei der heutigen Nonnentracht der meisten Orden. Der Schleier wurde vom Bischof bei der Einsegnung überreicht mit feierlichen Worten, z. B.: „Nimm hin, o Jungfrau, den heiligen Schleier, und trage ihn ohne Makel bis vor den Richterstuhl unsers Herrn Jesus Christus, vor dem sich beugen die Kniee Aller, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, in alle Ewigkeit. Amen!"

Das zweite Stück der Tracht ist die tunica fuscior, „der fuchsige Mantel." Nach dem Brief des Hieronymus an die Marcella (Ep. 24; etwa aus dem Jahre 384) soll diese Bezeichnung das Aermliche des Gewandes in Farbe und Stoff zum Ausdruck bringen. Seine Bedeutung deutet Ambrosius an (de instit. virg. c. 16): „Nimm dieses Kleid, damit du Christum anziehest." Die Einkleidung war mit einer festlichen kirchlichen Feier verbunden. Wir besitzen auch aus einer solchen ein Weihegebet, und zwar wurde es von Ambrosius gesprochen, als er seine eigene Tochter, Ambrosia mit Namen, einsegnete. Es lautet (Exhort. virginit. c. 17 nach der Uebersetzung von Joseph Wilpert) folgendermaßen:

> Jetzt, o Vater der Gnade, wendet sich mein Herz zu dir, um dir unendlichen Dank zu sagen, daß du uns hier auf Erden in deinen geweihten Jungfrauen das Leben der Engel wiedergegeben hast, welches wir einst im Paradiese verloren hatten. ... Ich bitte dich, o Herr, beschütze deine Dienerin, welche deinem Dienste die edlen Triebe ihrer Jungfräulichkeit weihen will. Als Priester opfere ich sie dir auf, als Vater vertraue ich sie dir an. Mögen deine Güte und deine Macht das Gemach ihres göttlichen Bräutigams öffnen, daß sie ihn schauen darf, daß sie zu ihm, ihrem König und Gott, eingeführt werde. ... Durch das Beispiel jener, die als Jungfrau Gott selbst in ihrem Schoße getragen, zu gleicher Tugend angetrieben, ist sie vor deinem Altare erschienen, nicht um unter dem Hochzeitsschleier ihre blonden, von Edelsteinen funkelnden Haare bewundern zu lassen, sondern um unter dem Jungfrauenschleier diese Haare dir zu opfern, da sie wie die der Maria Magdalena dazu bestimmt sind, demütig die Füße Jesu abzutrocknen und das ganze Haus mit dem Wohlgeruche ihrer Salben zu erfüllen. ... Gib ihrem Herzen die Einfalt, ihren Lippen die Weisheit .... verleihe ihr Zuneigung zu den Verwandten, Barmherzigkeit gegen Arme und Leidende. ... Heilige sie in der Wahrheit, befestige sie in der Tugend, stärke ihre Liebe und führe sie dereinst in die himmlische Glorie ein, die du als Krone der unbefleckten Reinheit verheißen hast, damit sie dort dem Lamme folgen dürfe. ...
>
> Nun komme auch du, o Herr Jesu, zeige dich am Feste deiner Vermählung; nimm sie auf, diese Jungfrau; sie gehört dir längst schon durch ihre Sehnsucht, nun soll sie auch dein sein durch die Profeß. Verleihe ihr Erkenntnis deines Willens, auf daß sie sagen kann: Du hast erfaßt meine Rechte, du wirst mich nach deinem Ratschluß leiten und hernach in Ehren mich hinnehmen (Psalm 72, 24).

Die Tracht ist nicht überall in gleicher Weise ohne Widerspruch eingeführt worden. In Nordafrika kam es sogar zu einem regelrechten „Streit um die Tracht," in den hernach Tertullian mit echt montanistischem Rigorismus eingriff und sich sogar bis zu dem Schlagwort verstieg: Entweder Schleier oder Schande! (Liber de velandis virginibus, cap. 3.)

Das sind die Anfänge, aus denen heraus sich allmählich das ganze katholische Nonnenwesen entwickelte. Und in dem Klostertum des Mittelalters ist auch der blühende Diakonissenstand der griechischen Kirche, etwa im achten Jahrhundert, spurlos untergegangen. Zwar behauptete die Kirche von Konstantinopel noch im zwölften Jahrhundert, Diakonissen zu besitzen, aber sie hatte nichts mehr als den Namen, den damals die Vorsteherinnen der Nonnenklöster trugen. Wirklichen Diakonissen begegnen wir erst wieder im Zeitalter der Reformation.

Wilhelm Conrad

*) Vgl. den deutschen Ausdruck „unter die Haube kommen" und die Haube in der Diakonissentracht.

Religion und Kirche auf Island

2

Liest man die ältesten isländischen Sagen, so tritt ein gewaltiges, strahlendes, hochdramatisches Bild vor die Seele; denn nie hat das Leben auf Island stärker pulsiert als in den Jahren 980—1030. In diesem Zeitraum war freilich die Einführung des Christentums die wichtigste Begebenheit. Der erste Missionar auf Island war ein Deutscher, der Sachse Fridreker (Friedrich), der im Jahre 981 dort das Christentum verkündigte, ohne Erfolg. Im Jahre 1000 gelang es dem tapferen, glaubenseifrigen norwegischen König Olaf Trygvason durch Sendboten durchzusetzen, daß das Christentum auf dem Reichstage (Althinget) als gesetzmäßige Religion Islands erklärt wurde. Es ist besonders charakteristisch, daß die Isländer Nichts von dem wissen wollten, was ihnen fremde Menschen brachten. Weder Fridreker noch Olaf Trygvasons Sendbote Thangbrand (auch ein Sachse) fanden Gehör. Erst als der wutentbrannte König drohte, alle in Norwegen anwesenden Isländer zur Strafe dafür töten zu lassen, da versprachen zwei Isländer Gissur und Hjalti Skjeggason, daß das Christentum in ihrem Lande angenommen werden sollte. Und es wurde angenommen. Das stolze Selbstgefühl der Isländer ist aber nie gebrochen worden, und es ist des Volkes stärkste und schwächste Seite geblieben. Aber noch charakteristischer ist es, daß das Christentum durch eine Art Kompromiß mit dem Asaglauben eingeführt wurde, und zwar ausschließlich als Staatsangelegenheit in Form eines Gesetzes. Der Gesetzgeber des Althinges, der kluge Asaverehrer Thorgeir, kleidete seine einflußreiche Ansicht in die Worte: „Wenn die Gesetze zerspaltet werden, dann spaltet sich auch das Land.“ Es gelang ihm, die versammelte Menge, die schon mit erhobenen Waffen dastand, zu bestimmen, sich mit dem zufrieden zu geben, was er nach reiflicher Ueberlegung beschließen würde. Drei Tage schloß sich Thorgeir von aller menschlichen Gesellschaft ab. Als er sich dann der Versammlung wieder zeigte, schlug er vor, daß Alle das Christentum annehmen und sich taufen lassen sollten, doch gleichzeitig sollte es erlaubt sein, zu Hause zu opfern, Pferdefleisch zu essen und Kinder auszusetzen (d. h. solche, die voraussichtlich schwach und krank blieben). Es war zwar schwer für Thorgeir und die stolzen Asa verehrenden Häuptlinge, aber Gissur und Hjalti hatten schon so viele Anhänger gewonnen, daß die Häuptlinge, um die Einheit des Staates zu retten, sich fügen mußten. Also Religionswechsel aus politischer Klugheit: — weiter Nichts? Ja — und Nein, denn, wer Islands Geschichte und sein Volk kennt, der wird hinzufügen: es war auf beiden Seiten auch ein verborgenes, fast religiös aufgefaßtes Gerechtigkeitsgefühl vorhanden und zugleich noch ein feines Gefühl für die Verwandtschaft, das die Kluft überbrückte.

Wer spezifisch Religiöses in dem stark dramatischen Bild der ältesten Sagenzeit sucht, der macht keine reiche Ernte; und ist der Forschende ein konfessionell, orthodox oder pietistisch gebundener Theologe, so gerät er in Versuchung, dort alle Religion zu vermissen. Weiß man aber von der für nordische Religion so bezeichnenden religiösen Keuschheit und hat man nicht schon im voraus auch den im Innern vollzogenen Kompromiß zwischen Asaglauben und Christentum als Unglauben taxiert, dann wird man ein anderes Urteil fällen. Man denke nur an die Treue zwischen Mann und Frau, zwischen Freund und Freund, an das merkwürdige Zusammenhalten in der Familie, die große Wahrhaftigkeit in Worten, die gepriesene Höflichkeit, an die wohl auf Island einzig dastehende freie Stellung der Frau, an die Begeisterung für die Ehre, den Alles durchdringenden Gerechtigkeitssinn und die Ehrfurcht vor dem Gesetz! Kann man das Alles mit religiösem Indifferentismus vereinigen? Und wie erklärt man ohne diesen Untergrund die Milde und den Edelmut des herrlichen Häuptlings Gunnar von Hlidarende, der noch heute als vornehmster Nationalheld Islands gilt — und wie erklärt man folgende Begebenheit? Ein Mann aus einem der vornehmsten Geschlechter des Landes mit Namen Höskuld wurde von seinen rasenden Brüdern erschlagen. Als er den Todesschlag erhielt, brach er mit den Worten zusammen: „Gott sei mir gnädig und er vergebe euch!“

Ich kann mir weder diese spezifisch christlichen Worte, noch die stille, ehrfurchtsvolle Bewunderung, die ihm die damalige wie die jetzige Zeit erzeigt hat, als etwas Singuläres oder Zufälliges erklären — — — am wenigsten bei einem Volk, bei dem das Solidaritätsgefühl zwischen den Geschlechtern so ausgeprägt war wie auf Island. Nein, hier taucht einen Augenblick Etwas von dem genannten religiösen Unterstrom auf.

In der ersten Zeit hat nur der Sinn für die Ehre, das starke Phantasieleben und der Sinn für Gesetz und Recht die Intelligenz der Isländer erfüllt, während der religiöse Untergrund so tief verborgen lag, daß man an seiner Existenz zweifeln konnte. Als das Christentum zur Macht kam, trat die zweite Haupteigenschaft des Volkes, die lyrische Dichterbegabung in den Vordergrund. Hier wird der religiöse Untergrund besonders zu erkennen sein.

In dem nun in Betracht kommenden Zeitraume, Islands Blütezeit (1100—1300) traten eine Menge sogenannter Fürstenskalden auf. Fremde Könige, vor allem die norwegischen, zogen Isländer an ihren Hof, damit diese in sinnreich geformten Liedern ihre Taten besingen sollten.

Einar Skulason wird der bedeutendste Fürstenskald des elften Jahrhunderts genannt. Er sang über fünfzig Jahre an den Höfen einer ganzen Reihe norwegischer Könige und war inmitten der größten Streitigkeiten gleich hoch geschätzt von Allen. Von diesem ungewöhnlich begabten Mann, dessen noch vorhandene Dichtungen uns das Bild einer Persönlichkeit zeigen mit heiterem Gemüt, sich stets gleich bleibend, rechtlich und human in seinem ganzen Wesen, heißt es: „Er war auch ein religiöser Mann, kein Fanatiker, und noch weniger ein Mann, der aus Glaubenseifer keinen unschuldigen Scherz vertragen konnte; er ist in dieser Hinsicht der Typus eines Isländers dafür, wie sich die Religiosität im elften und zwölften Jahrhundert in Island entwickelt haben muß.“

Eine solche Religiosität legt keinen Wert darauf, sich geltend zu machen, zeigt sich auch nicht als spezifisches Phänomen! Aber wenn man sie zu sehen bekommt, so erkennt man eine Echtheit, eine Kraft, die hundertmal mehr wert ist als alles ostentativ pietistische Getue. Einars tiefe, innerliche — also isländische — Religiosität hat den schönsten Ausdruck gefunden in dem schönsten und wichtigsten seiner Gedichte „Geisli“. Es ist auf Veranlassung des norwegischen Königs Eysteinn zum Preise Olafs des Heiligen gedichtet worden. Der Grundton des Gedichtes ist die segensreiche Wirksamkeit des allbekannten Königs Olaf: „er ist ein Strahl (geisli), der von der Gnadensonne ausgeht; deshalb vermag er soviel Gutes, deshalb will er soviel Gutes.“ Das durchweg in tiefem, naivem Glauben geschriebene Gedicht, das bei den Brüdervölkern in Norwegen und Island großen Beifall fand, schließt fein und charakteristisch mit den Worten: „Liebet Alle Gottes Preis und Ehre! Ich schweige jetzt.“

Bei der geistlichen Dichtung Islands muß man auf ein wichtiges Sonderverhältnis achten. Island hatte keine eingewanderten Geistlichen; während der ganzen Blütezeit des Landes waren Söhne oder nahe Verwandte der Häuptlinge ihre Geistlichen, die nach Beratung mit diesen und im gegenseitigen Einverständnis handelten; mit anderen Worten: die Geistlichkeit fühlte sich eins mit dem Volke, dem sie angehörte. Bemerkenswert ist es auch, daß es im zwölften Jahrhundert viele geistlich ausgebildete Häuptlinge gab, die nie ein kirchliches Amt bekleideten. Viele berühmte Sagen sind also ohne Zweifel von geistlich ausgebildeten Männern geschrieben. Dazu kam noch, daß man dem lesehungrigen Volk nicht mehr mit Latein noch mit scholastisch-spekulativer Theologie kommen durfte — Letzteres ist noch heute ein hervortretender Zug. Das Volk wollte folgen können; es galt verständlich zu schreiben, und wir finden darum überall Verständlichkeit und Anschaulichkeit.

Dies verlangte man selbstverständlich vor allem von der religiösen Dichtung, die ihren Anfang gleich nach der Einführung des Christentums nahm. Das besonders dichterisch veranlagte Volksnaturell nahm gleich die christlichen Vorstellungen auf und behandelte diese auf seine lyrisch-epische Art. Und das ging so schnell und natürlich vor sich, daß der Dichter Eilifr Gudrunarson, der das letzte Lied zu Thors Preis dichtete, auch das erste zu

Christi Ehre sang. Als Kuriosum füge ich hier den ersten Vers ein, der über Christus auf Island geschrieben wurde (mit der vom Herausgeber hinzugefügten lateinischen Uebersetzung):

Setbergs kveda sitja
Supr at Urdar brunni
Sva hefir rana konungr remdan
Roms banda sik löndum.

Dicunt (Christum) sedem habere
in meridiana regione ad fontem Urda
Sic se rex Romae, in montana numina potenter
vim exserens, stabili imperio firmavit.*)

(Die unterstrichenen Konsonanten in dem neunhundert Jahre alten Verse geben eine Vorstellung von der bei allen isländischen Versmaßen vorkommenden Alliteration, dem sogenannten Buchstabenreim, wie er auch heute noch auf Island gefordert wird.)

Man sieht — auch hier — den Kompromiß! Christus an dem Brunnen Urds! Urd war eine der Schicksalsgöttinnen (Nornen) des Asaglaubens. O P Monrad

*) Auf Deutsch ungefähr: Christus, sagen sie, hat am Urdbrunnen (Glücks- oder Heilsbrunnen) im [sonnigen] Süden seinen Sitz. Zu Rom hat er, mächtig geworden über die Götter der [sieben] Hügel, als König sein Reich fest gegründet. D H

Verschiedenes

Die handschriftliche Ueberlieferung von Werken D. Martin Luthers. Kritische Untersuchungen in Verbindung mit Lic. Reichert und Lic. Freitag herausgegeben von D. Koffmane. Liegnitz, K. Seyffarth 1907. 284 S. 5 Mk.

Die Korrektur eines Druckfehlers in dem Bericht über „Luther in Jena" (Nr. 41, Sp. 1004) — statt „seit 1553" muß es heißen: seit 1523 hat Rörer sich bei Vorlesungen, Predigten usw. Luthers Niederschriften angefertigt — gibt mir Gelegenheit, auf ein Buch hinzuweisen, in welchem die wertvollsten der erwähnten handschriftlichen Schätze der Jenaer Bibliothek zum ersten Mal im Zusammenhang ausgebeutet worden sind. Reichert hat auf Grund der von Rörer geführten Sitzungsprotokolle und einer Handbibel Luthers die Wittenberger Bibelrevisionskommissionen von 1531—1541 behandelt. Daß solche Zusammenkünfte in Luthers Hause zum Zweck der Bibelübersetzung stattgefunden haben, war bisher schon aus der Erzählung des Joachimsthalschen Geistlichen Johann Mathesius, der von 1562 bis 1564 Predigten über Luthers Leben hielt, und aus oft wiederholten bildlichen Darstellungen bekannt. Aber weder wußte man etwas Genaueres über den Inhalt und Gang jener Verhandlungen, — die Protokolle darüber harrten all die Jahre her wegen der äußerst schwer lesbaren Handschrift des Protokollanten Rörer immer noch ihrer Veröffentlichung, — noch war bekannt, daß vor der letzten großen Bibelrevision 1539—41 bereits einige derartige Sitzungen stattgefunden hatten. Reichert hat nun aus dem endlich erschlossenen Material solche schon für die Jahre 1531 und 1534 ermittelt. Aus allen drei Tagungen werden von ihm umfängliche Auszüge aus den Protokollen mitgeteilt, die ein lebendiges und reizvolles Bild jener Vorgänge in Luthers Hause liefern. Wir hören die verschiedenen Teilnehmer, Luther, Melanchthon, Jonas, Cruciger, Amsdorf, den gelegentlich aus Leipzig herbeigerufenen Hebraisten Ziegler, ihre Meinungen über die treffendste Verdeutschung des Urtextes und die beste Abfassung einer erklärenden Glosse austauschen — Alles in der zwanglosen Haussprache Luthers, dem bekannten Gemisch von Latein und Deutsch, wie es auch die ältesten Tischreden des Reformators zeigen. Da finden Aeußerungen über Zeitverhältnisse und Zeitgenossen, Freund und Feind, Urteile über Schwierigkeit und Wert des Textes, über dessen rabbinische und patristische Auslegungen, Zitate aus griechischen und lateinischen Klassikern und deutsche Sprüchwörter in bunter Reihe ihren Platz, — Alles in Allem ein bewegter und im höchsten Grade interessanter Gedankenaustausch. Durch Zusammenstellung der nächstvorhergehenden und nächstfolgenden gedruckten Bibelausgabe mit diesen Protokollaufzeichnungen wird alsdann der Wert und die Wirkung der Sitzungen festgestellt. Für die große letzte Tagung der Kommission von 1539—41 kommt ferner noch die erwähnte Handbibel Luthers in Betracht. Ihre Bedeutung beruht im wesentlichen auf einem Doppelten: Luther selbst hat sie als Vorbereitungsexemplar auf jene Sitzungen benutzt und seine Verbesserungsvorschläge, die er der Kommission vortragen wollte, hineinverzeichnet; und zum andern hat dann Rörer in Luthers Auftrag die in den Besprechungen endgiltig festgesetzte Fassung der Texte und Glossen hier eingetragen, um sie dem Druck zu überliefern. Außer diesen Beiden haben noch einige andere Hände, die als die des Jonas Cruciger und zweier nicht näher zu bestimmender Anderer unterschieden werden, in diese Bibel Aufzeichnungen gemacht. Und wieder wird die Wirkung der Eintragungen im Zusammenhang mit den Notizen des Protokolls auf die folgenden Ausgaben der deutschen Bibel aufgezeigt. Als wissenschaftliches Gesamtresultat dieser Untersuchungen ergibt sich, daß nicht, wie bisher angenommen, die Bibelausgabe von 1545, sondern die von 1546 die letzte, endgiltige Fassung der Lutherbibel darstellt.

Neben der eben skizzierten Abhandlung Reicherts über die Bibelrevisionen habe ich selbst einige Beiträge beigesteuert, in denen ich über die Entstehungsgeschichte einiger Lutherschriften (Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe; Von den Schlüsseln; Warnung an die lieben Deutschen), ebenfalls auf Grund handschriftlichen Materials, handele. So ließ sich zeigen, daß z. B. jene zuerst genannte Schrift aus drei Stücken herausgewachsen ist, die Luther sich in beträchtlich früherer Zeit unabhängig von einander notiert hat, um sich selbst über die Gegenstände klar zu werden, und die ihm dann später, als Veranlassung und Gelegenheit zu der betreffenden Schrift sich fand, als Entwürfe gedient haben. Jene einzelnen Notizen sind von den Blättern, auf denen sie standen, durch die Hausgenossen Luthers Rörer und Veit Dietrich, die Alles, was ihnen wertvoll unter den Aufzeichnungen Luthers schien, sammelten, gelegentlich abgeschrieben und so aufbewahrt worden. So finden sich zwei jener Stücke, und zwar zufällig der Anfang und das Ende der späteren Druckschrift, in einem Jenaer Rörerband, das dritte, der mittelste Teil der gedruckten Schrift, in einer Veit Dietrich-Handschrift zu Nürnberg. Eine ganze Anzahl ähnlicher Entwurfsstücke Luthers zu einigen weiteren seiner Schriften harren in den beiden genannten handschriftlichen Sammlungen noch ihrer Ausbeutung. Um den gesamten handschriftlichen Stoff, der in den nächsten Jahren für die Weimarer Lutherausgabe Verwendung finden soll, einigermaßen zu registrieren und zu sichten, hat D. Koffmane den beiden Abhandlungen von Reichert und mir eine wertvolle Uebersicht über das ganze Material einleitend vorausgeschickt, die einmal einen Einblick gestattet in das Gewirr der Ueberlieferung des Lutherischen Gutes, die ferner auf die unausweichliche Pflicht der Forschung hinweist, das zunächst einmal gründlichst zu klären ist, und endlich mit souveräner Beherrschung des gewaltigen Arbeitsgebietes dafür Ziele und Wege zeigt. Auch vielen Gebildeten, die für Luther, sein intimes Schaffen am Schreibtisch und sein größtes Werk, die deutsche Bibel, Sinn und Interesse haben, wird es willkommen sein, über die angedeuteten Dinge Näheres zu erfahren. Albert Freitag

Ethik. Von Johannes Gottschick, Professor der Theologie in Tübingen (†). Tübingen, J. C. B. Mohr 1907. 296 S. 7, geb. 9,50 Mk.

Das vom verstorbenen Verfasser fast fertig hinterlassene, vom Sohn in Verbindung mit Fachgenossen herausgegebene Werk macht vor allem einen akademischen Eindruck, ist nicht Lese-, sondern Lehrbuch, wie es denn auch, aus akademischen Vorlesungen hervorgegangen, der „Sammlung Theologischer Lehrbücher" angehört. Schulmäßig ist auch, weniger die ziemlich spärliche Auseinandersetzung mit den Fachgenossen, als die Problemstellung, die Ausdrucksweise, die gedrungene und verschlungene Form der Definitionen und Begründungen. Daß Gottschick selbst eine Schule vertritt und auch Schule machen will, verleugnet sich nirgends; aber, wie ihn von Herrmann sozusagen ein anderes Temperament unterscheidet, so wahrt er auch Meister Ritschl gegenüber durchaus seine Selbständigkeit, z. B. in der gründlich verschiedenen Auslegung und Verwertung der Schrift, welcher er historisch viel unbefangener gegenübersteht. Nicht als ob er sie nicht als Autorität auch für den theologischen Betrieb der Ethik anerkennen würde, vielmehr verläuft auch die Einzelerörterung in steter Fühlung und Auseinandersetzung mit neutestamentlichen Gedanken und Grundsätzen. Daß er sich ferner des notwendigen Zusammenhangs auch einer modern-protestantischen Ethik mit den reformatorischen Prinzipien bewußt bleibt, dafür bürgt schon seine sonstige liebevolle und fruchtbare Beschäftigung mit jener Periode, namentlich mit Luther, deren Spuren auch in diesem Werk sich zeigen. So werden denn, nach kurzer, aber gediegener Besprechung des allgemein Sittlichen überhaupt und der Aufgabe einer evangelisch-theologischen Sittenlehre, die urchristlichen (Reich Gottes) und reformatorischen (Rechtfertigung-Heiligung, Evangelium-Gesetz) ethischen Fundamentalbegriffe als solche auch für die eigene Darstellung anerkannt: daraus ferner die jede christliche Gefühls- und Handlungsweise charakterisierenden Gemütszustände abgeleitet (Liebe zu Gott und Christus; Gottesfurcht und Demut; Nächstenliebe; Gottvertrauen und Gebet), dann die sittlichen Gemeinschaften (Familie, Kulturgesellschaft, Staat, Kirche) und die Entwicklung des Einzelnen im Lichte des evangelischen Lebensideals dargestellt. Manchem wird es scheinen, als käme die „Individualethik" zu kurz weg, wenn sie hier nicht mehr Platz einnimmt als z. B. der Abschnitt von der Kirche für sich allein; aber nicht bloß entspricht dies Verhältnis gesunden, evangelischen Grundsätzen, sondern es muß auch betont werden, daß alles für Aufgabe der christlichen Charakterbildung und Erwerb solchen Charakters Relevante nicht bloß vollständig erwähnt, sondern auch originell und lehrreich erörtert wird. Wenn Gottschick z. B., wie gewöhnlich die protestantische Ethik, mit Schleiermacher prinzipiell die Möglichkeit einer eigentlichen „Pflichtenkollision" leugnet, begnügt er sich doch nicht, wie die meisten Andern, mit dieser Feststellung, sondern gibt dem Einzelnen, wenn auch nur formale, so doch detaillierte und klare Regeln an der Hand, wie er sich in solcher Lage zurechtfinden kann. Verfährt die Sittenlehre einmal „imperativ", so darf sie sich eben auch solcher „kasuistischen" Angaben nicht entschlagen. Ueber die einzige Berechtigung dieser Methode, sowie über die Wertbestimmung der theologischen gegenüber der philosophischen Ethik bei Gottschick (§ 7) mag man streiten: aber das ganze Werk darf wohl als Muster eines protestantisch-theologischen Lehrbuchs bezeichnet werden. Alfred Hoffmann

Großstadtgedanken. Von Eugen Kalkschmidt. Studien und Ratschläge aus der ästhetischen Praxis." München, Callwey 1906. 273 S. 3, gebunden 4 Mk.

Die Großstadt als Moloch ist der Titel des ersten Aufsatzes in dem Buche, das uns der verdienstvolle Kunstwartmitarbeiter als Sammlung seiner Arbeiten vorlegt, und in diesem Aufsatz protestiert er gegen das im Titel enthaltene Urteil. So kann man das ganze Buch auffassen als einen Versuch, allzu schwere Vorwürfe von der Großstadt abzuhalten und für mildernde Umstände zu plaidieren. Kalkschmidt ist ein treuer und gewissenhafter Rechtsbeistand, der nach Kräften der Angeklagten zur Seite steht. Das Naturgefühl und die Landschaftskunst, das Grün in der Großstadt, der Weg am Wasser, freie Bücherhallen, das Museum der Zukunft u. s. w. — hört man nicht die gütig zuredende Stimme, die uns so gern überzeugen möchte, daß es sich in der Großstadt doch auch leben lassen kann? Ach ja, wie gern würden wir das glauben, wenn wir nicht selbst in der Großstadt leben müßten! Freilich, schon unsre Arbeit will nicht recht in Kalkschmidts Melodieen hineinpassen: der Pastor in der Großstadt — das hört sich wie bedauerliche Disharmonie an, nicht mit Unrecht, wie mir jeder Großstadtpastor zugeben wird. Aber auch ohne diese unsere Belastung: die Großstadt ist und bleibt etwas Ungesundes, Unerwünschtes, Unerträgliches, das nicht nur die Nerven ruiniert, sondern auch vor allem unsere Kinder um das schönste tiefste Glück bringt, um den innerlichen Verkehr mit der Natur. Was hat mein Kind davon, daß es jeden Tag eine Stunde um das Schillerdenkmal herumspringen kann, und wie bevorzugt ist es doch schon damit vor vielen Tausenden! Wenn man das reizende Buch von Anna Schieber, Alle guten Geister . . . liest und dabei spürt, wie viel einfache Natur aufgeschlossenen Kinderseelen geben kann, dann erscheint die viel gepriesene Großstadt mit aller ihrer Kunst und Kultur, mit aller „Reizsamkeit" und allem Persönlichkeitsgefühl, an dem sie so reich sein soll (!), doch nur als grausiger Moloch, dem zarte Kinderseelen geopfert werden — und daran können auch die Geranien auf meinem Balkon, das arme staubige Grün in der Großstadt, nichts ändern! Rudolf Hermes

Kleine Mitteilungen. Neue Wege, Blätter für religiöse Arbeit — die von uns in Nr. 52 d. v. J. warm empfohlene schweizerische Monatsschrift — kostet für das Ausland 5,20 Frcs. = 4,15 Mk. das ganze Jahr. Sie kann bezogen werden direkt von der Expedition Buchdruckerei G. Zbinden, Basel, Rheinsprung 5, oder durch die Post oder durch den Buchhandel; den buchhändlerischen Verkehr vermittelt die Buchhandlung Helbing und Lichtenhahn, Basel und Leipzig. Heft 1 hat folgenden Inhalt: Wir heißen euch hoffen! (Wernle); Wie offenbart Jesus den Vater? (Liechtenhan); Nachfolge Pestalozzis (Ragaz); Zwei Stimmen über Sozialismus, Arbeiter und Pfarrer; Ein Katholik über seine Kirche und Religion (Barth); Umschau.

Jugendarbeit. Unter diesem Titel sind die Vorträge, die am 9. Oktober 1907 in Marburg vor den Helfern und Freunden der Jugendarbeit gehalten wurden, von Clemens Schultz, Johannes Herzog und Roese, nebst Mitteilungen über die Diskussion und dabei erzielte Ergebnisse, als ein Heftchen von 23 Seiten erschienen. Das Heft ist unentgeltlich zu beziehen durch Militärpfarrer Roese, Darmstadt, Heinrichstraße 124.

Scheels am 11. Oktober in Marburg gehaltener Vortrag über die moderne Religionspsychologie erscheint soeben in Heft 1 der Zeitschrift für Theologie und Kirche (Tübingen, Mohr; Jahrgang 6 Mk.).

Zu dem Aufsatz von Dr. Teichmann über den Entwicklungsgedanken, den unsre heutige Nummer bringt, sei Folgendes bemerkt. Der Aufsatz hat, wesentlich derselbe, bereits im Feuilleton der Frankfurter Zeitung gestanden: Nr. 289 vom 18. Oktober v. J. Nur ist eine spätere Aeußerung, zu der der Verfasser durch eine Entgegnung am gleichen Orte veranlaßt wurde, in Nr. 293 vom 22. Oktober, noch in den Artikel selbst hineingearbeitet worden. Wir haben den Herrn Verfasser gebeten uns den Abdruck zu gestatten aus zwei Gründen. Erstens wollten wir unsere Besprechung der Schlußberichte von den Berliner Wasmann-Abenden in die Hände desselben Fachmannes legen, der uns in Nr. 12 d. v. J. über Pater Wasmann S. J. und die Abstammungslehre geschrieben hat. War uns die Frankfurter Zeitung bei ihm zuvorgekommen, so schien ein Doppeldruck in diesem Ausnahmefall umso erlaubter, als vermutlich der Leserkreis der beiden Blätter nur zu einem minimalen Teil der gleiche ist. Zweitens aber lag uns daran, den Artikel selbst, wie er war und ist und dadurch, daß er in der Frankfurter Zeitung gestanden hat, nur noch interessanter, aus seiner flüchtigen Existenz in der Tageszeitung zu ein wenig dauernderem Dasein zu retten und ihn gerade angesichts gewisser Kontroversen, die uns besonders angehn, unserm Publikum vorzulegen. Ich stehe nicht an, den Artikel als musterhaft zu bezeichnen für das, was der Keplerbund leisten sollte. Ich sage nicht, daß ich für jeden Ausdruck eintrete, oder daß die Ansichten des Verfassers vom Keplerbund abgeschrieben werden sollten — gewiß nicht: aber in dieser Richtung würden unsers Ermessens die Veröffentlichungen des Keplerbundes liegen müssen, wenn sie leisten wollen, was wir von ihnen erhoffen.

Zu den neuesten theologischen Berufungen in Preußen — Drews von Gießen nach Halle und Deißmann von Heidelberg nach Berlin — hat sich in Nr. 1 der Reformation ihr Herausgeber Bunke schon im voraus geäußert. Die Kreuzzeitung Nr. 14 hat von dem Artikel geurteilt, daß er „wie ein Blitz die neueste Situation erleuchte", und das war natürlich Signal genug auch für die liberalen Zeitungen, sich um die Sache zu bekümmern: „Ein konservativer Alarmruf" überschreibt die Frankfurter Zeitung ihren Gegenartikel. Was ist in Wirklichkeit geschehen? Der Kultusminister hat ohne Zweifel Männer berufen, die von den Fakultäten einstimmig vorgeschlagen worden sind. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die siegreichen Vorschläge nur von einer Mehrheit oder Minderheit getragen gewesen sind. So stehen wir vor der Tatsache, daß die Richtung der „Reformation" und der Kreuzzeitung ihren Alarm schlägt wider einen Kultusminister, der nach den Gutachten eines Bernhard Weiß und Seeberg, eines Kähler, Hering und Lütgert theologische Lehrstühle besetzt. Er wird sich demnächst nur noch an die Vorschläge des Herrn Bunke halten dürfen. R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 50 Mk. von R B, Frankfurt a. M.; 30 von W H, Marburg; 25 von Sch, Gandersheim; je 20 von B, Merseburg; Z, Altenessen; M K, Bonn; 18 von C R G, Leipzig; 15 von A M und E K, Essen; je 10 von S, Würzburg; B, Marburg; v B, Mülhausen; P, Westheim; M, Burgwenden; H, Gr.-Salze; St, Mülhausen; E R, Tübingen; N N, Schmittlotheim; 8 von v Z, Venedig; 7 von K, Mettmann; 6 von W, Berlin; 5,25 von v S, Berlin; je 5 von S, Heilbronn; Sch, Königshütte; J, Freiburg; B, Braunschweig; E H, Ruppertshofen; W B, Tübingen; A K, Würzburg; M, Unter-Regenbach; M v E, Muri; B, Gorenzen; P, Crossen; H, Schöneberg; W, Jena; P Z; 4 von H B, Bonn; je 3 von B, Gorenzen; H, Ludwigsburg; N N, Nördlingen; S, Sagan; Sch, Heilbronn; Z, Neumarkt; B, Helmstedt; M, Kreuznach; F, Oesselse; D H, Goslar; H, Kirchheim; B, Hanau; H, Alsleben; W, Friedberg; H B, Hubertusburg; je 2 von F, Gerbstedt; G, Kaltennordheim; M, Wittenberg; G H, Waiblingen; F, Bucha; J B, Augsburg; G, Chemnitz; K, Treppeln; L, Busdorf; B, Guben; Sch, Königshütte; K B, Hamburg; K, Uetersen; A W, Kork; J S, München; H D, Schönebeck; W A, Fürstenau; G A, Wardenburg; je 1,50 von N, Eckenweiler; H, Stralsund; je 1 von R, Groß-Schierstedt; W F, Erfurt; M B, Nentershausen; J, Kiel; Sch, Stederdorf; G, Genthin; Sch, Detmold; St, Raboldshausen; Sch, Bergenhusen; B, Peitz; Th, Kaltenwestheim: L, Crailsheim; L, Kirchheimsbolanden; O K, Kottbus; K, Quellendorf; P, Stralsund; W G, Beedenkirchen.

Für die Mission in Ostasien (AEPMV): je 20 Mk. durch G, Langenbeutingen; W H, Marburg; 10 von P, Crossen; je 5 von T Sch, Jugenheim; R, Selben; 3 von N, Wiener-Neustadt; 2 von B, Flarchheim; je 1 von R, Eisenberg; E, Schnaitheim. Für ein Missionshaus: 10 Mk. von C R G, Leipzig; 3 von v S, Rom.

Für die Evangelisation in Belgien: 30 Mk. von dem Kreisverein Siegen der Gustav Adolf-Stiftung.

Für Aerztliche Mission: 10 Mk. von P, Crossen.

Für das notwendige Liebeswerk: je 10 Mk. von den Freunden der Christlichen Welt in Stade; B, Marburg; 7,50 von v D, Straßburg; 6 von Th, Kamenz; 5 von P, Crossen; 4 von H, Osnabrück; je 3 von Sch, Königshütte; E O, Frankfurt; 2 von Sch, Heilbronn; 1,50 von P, Liegnitz; 1 von P, Liegnitz.

Für den gleichen Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 20 Mk. von H, Marburg; W, Berlin; je 10 von W, Jena; v S, Berlin; N, Hattenstein; Vereinigung St. Paulianer Lehrlinge in Hamburg durch Cl Sch.; B, Merseburg; M, Burgwenden; Ue, Zeitz; Sch-W, Bonn; E L, Hornberg; R, Osnabrück; H, Gr.-Salze; B, Goslar; H St, Belgard; je 5 von S, München; P, Treffurt; W, Biendorf; M, Sontra; B, Seebergen; S, Würzburg; Sch, Oberndorf; K R, München; Sch, Babenhausen; E, Chemnitz; B, Marburg; J H, Wesel; N, Heidelberg; Sch, Bern; B, Malstatt-Burbach; Z, Neumarkt; G Z, Potsdam; Z, Bensheim; B, Hochheim; T, Berlin; H, Nienburg; B, Potsdam; B, Eßlingen; N N, Oldenburg; L B, Godesberg; H M, Unter-Regenbach; G, Chemnitz; W, Mülhausen; M, Rheden; K, Bonn; K, Gießen; R, Göttingen; S, Cassel; G, Halle; d. B, Frankfurt; Sch, Schwerin; M, Leipzig; L, Düsseldorf; G, Gießen; K M, Tübingen; E T, Blasewitz; H v D, Oberau; je 4 von 2 candd. theol., Oldenburg; W u. Fr., Bonn; M R, Bonn; W u. R Sch, Wundersleben; je 3 von B, Hennstedt; J, Karlsruhe; E, Kiel; v d H, Berlin; W, Lüneburg; E, Potsdam; H, Wörbzig; Th, Gr. Wölkau; J, Cöthen; J, Eisleben; K B, Frankfurt; M, Zwickau; E B, Leopoldshall; B, Hannover; N, L Polder; B, Neuenhagen; A, Oechsen; K, Goerlitz; T, Lübeck; B, Harste; G, Genthin; L, Elgershausen; W, Augsburg; K, Ohrdruf; W, Straßburg; R, Sulz; P, Wertheim; R, Gr. Lichterfelde; B, Niederndodeleben; T, Peine; Sch, Heckershausen; H, Kiel; M, Dresden; M, Magdeburg; K, Bretzenheim; A H, Potsdam; J, Kiel; M, Kassel; H, Neustadt; M, Heringen; B, Tränheim; 2,50 von W, Bruchstedt; je 2 von Sch, Magdeburg; H, Altenweddingen; Sch, Olmütz; H W, Meißen; M W, Klotzsche; M N, Dresden; J H, Chemnitz; Sch, Arolsen; A, Bochum; H, Ruppertshofen; R, Gr.-Schierstadt; B, Rüttenscheid; F, Liegnitz; Z, Görlitz; Th, Auerbach; E S U, Kleinsachsenheim; Z, Böckingen; Z, Pisdorf; K, Gera; Sch, Niederstotzingen; N Sch, Schenefeld; Sch, Wernigerode; Sch, Königshütte; M, Godesberg; W F, Bucha; K, Mackerode; B, Erfurt; K, Quellendorf; Sch, Cöthen; N N, Lübeck; je 1,50 von H, Schneeberg; Sch, Manchenguth; G, Arnsdorf; je 1 von G, Dresden; G, Binau; W P, Alten; M, Kiel; K, Beyendorf; F, Dieringhausen; P F, Berlin.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Breslau. Freitag 24. Januar 8 Uhr Rizzibräu Zwingerstraße: Die Häckelsche Weltanschauung und das Christentum. Professor Wobbermin.

Chemnitz. Donnerstag 30. Januar: Das moderne Christusdrama. Siegert.

Dresden. Mittwoch 29. Januar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Der alte und der neue Protestantismus. D. Dr. Sulze.

Erfurt. Freunde evangelischer Freiheit. Montag 20. Januar 8½ Uhr im Preußischen Hof: Zur Verständigung über die religiöse Krisis der Gegenwart. Professor Rade aus Marburg.

Görlitz. Mittwoch 29. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone: Jesus und die Kultur. Lic. Macholz.

Leipzig. Donnerstag 23. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig, Petersstraßenpassage: Zur Erklärung der Leidensgeschichte. Oberlehrer Herz.

Magdeburg. Dienstag **28. Januar, nicht 14.** Januar ¼4 Uhr im Blauen Hecht Berliner Straße: Der christliche Gottesgedanke. Geh. Kirchenrat Professor D. Kattenbusch.

Oldenburg i. Gr. Montag 20. Januar in der Bavaria: Der Religionsunterricht auf der Mittel- und Oberstufe (Fortsetzung). Fräulein Oltmanns.

Stuttgart. Montag 20. Januar ½8 Uhr im Herzog Christoph Christophstraße 11: Die Sakramente. 2. Die Taufe. Dekan Ziegler-Neuenstadt.

Verein der Freunde evangelischer Freiheit. Hannover. Dienstag 21. Januar 8¼ Uhr Union, Maschstr. 12 Oeffentlicher Vortrag von Herrn Pastor Dörries: Zur Reform der Konfirmationspraxis. Eintritt frei. Gäste willkommen. Vor dem Vortrage Erstattung des Jahres-Berichts des Vereins.

Versammlungskalender

27.—29. April Kirchlich-soziale Konferenz Bielefeld
9.—11. Juni Evangelisch-sozialer Kongreß Dessau
15.—18. September Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Oxford
? „ Internationaler Kongreß für Moralpädagogik London
4.—7. Oktober Evangelischer Bund Braunschweig
6. 7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Eisenach

Bekanntmachung

An der hiesigen St. Magni-Kirche ist zum 1. Januar 1908 die erste Predigerstelle frei geworden; zum 1. Mai 1908 wird auch voraussichtlich die zweite Predigerstelle vacant. Das Anfangsgehalt jeder Stelle beträgt Mk. 4100,— nebst freier Dienstwohnung. Das Gehalt steigt in 18 Dienstjahren bis auf Mk. 6500,—.

Der unterzeichnete Kirchenvorstand fordert Geistliche der evangelischen Landeskirchen zur Bewerbung um die erste Pfarrstelle auf; gegebenen Falles sollen die Bewerbungen auch für die zweite Pfarrstelle gelten. Die Bewerbungsgesuche sind bis zum 15. Februar 1908 an den unterzeichneten ersten Provisor zu richten.

Braunschweig, den 31. Dezember 1907.

Der Kirchen-Vorstand von St. Magni
Herm. Hauswaldt
z. Zt. Erster Provisor

Hauslehrer

Theologe, für 1. April gesucht; 2 Knaben Sexta und Quinta eines Gymnasiums. Gute Bahnverbindung Leipzig, Halle, Jena.

Wünning, Rittergut **Kleinhelmsdorf,** Bahnstation Weickelsdorf (Linie Zeitz-Camberg), Post: Dorf Roda (Bez. Halle)

Cand. theol. sucht nach bestandenem II. Examen ab Ostern **Hauslehrer-** (ev. Vikar-) stellung möglichst im Ausland. Gute Zeugnisse, geübt im Unterrichten, sehr musikalisch (Klavier, Violine, Orgel). Offerten unter **L B** an den Verlag.

Akademischer Theolog, der im März und April Palästina und Kleinasien bereisen möchte, sucht gleichinteressierte Begleitung. Näheres durch den Herausgeber.

Jüngere Lehrerin und Erzieherin für Ostern gesucht. Zu unterrichten 4 Kinder (2 Mädchen von 12 und 13 Jahren, 2 Knaben von 6 und 8 Jahren). Unterstützt von älterer Lehrerin. Näheres brieflich. Anerbieten mit Zeugnissen, Bild, Gehaltsansprüchen und persönlichen Angaben an **Dr. med. Liebe, Heilanstalt Waldhof Elgershausen, Kr. Wetzlar.**

Gymnasial-Professors Witwe in Cassel nimmt Ostern oder früher **junges Mädchen** von 12 bis 22 Jahren als Pensionärin auf. Eigne Tochter (17 Jahre) ist Seminaristin. Näheres **Pfarrer Opper, Cassel.**

Junges Mädchen

von gutem Herkommen, gesund und arbeitsfreudig, sucht zur weiteren Erlernung des Hausstandes Aufnahme in Familie gegen freie Station und Familienanschluß. Dieselbe kann schneidern und besitzt bereits einige Kenntnisse im Kochen. Nähere Angaben erbeten unter **R. W. 112** an **Haasenstein & Vogler A.-G. Plauen i. V.**

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr Tübingen

Nr. 2. Außerordentliche preußische Generalsynode. Zweites Stück — Generalkonzil der lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten — Verschiedenes

---

Preußische Kirchenzeitung
Verlag Alexander Duncker Berlin

Nr. 2. Zum neuen Jahre: 3. 4. (Schluß) — Nochmals die Generalsynode — Das kirchliche Frauenstimmrecht: 3 (Schluß) — Aus Preußen: Zum Pfarrbesetzungsgesetz — Mancherlei

---

Evangelisch-Sozial
Verlag von Alexander Duncker Berlin W. 35

September-November. Nr 9/10. 1907. Gallwitz, Die Bibel und der Reichtum — Liechtenhan, Evangelischer Sozialismus in der Schweiz — Ein Besuch bei Kutter — Sächs. Evangelisch-soziale Vereinigung: Kleinert, Soziale Aufgaben des Landpfarrers — Mayer, Sozialer Ausbildungskurs in Württemberg — Jugendarbeit: a) Helene von Dungern, Die Arbeit an der weiblichen Jugend — b) Roese, Verband katholischer Jugendfreunde — c) Kieler Arbeitsverhältnisse — Steinbeis, Carnegie contra Kirdorff — Gallwitz, Das Einfamilienhaus für Arbeiter — Der zweite deutsche Arbeiterkongreß — Aufruf an die Freunde der Jugendarbeit — Notiz.

Dezember. Nr. 11/12. 1907. Ernst Schultze, Fortschritte der Kinder-Gerichtshöfe in Nordamerika — H. Gallwitz, Die Bibel und der Reichtum (Schluß) — Eugen Kappus, Evangelisch-soziales aus Württemberg — Ernst Lehmann, Soziale Rundschau — Sächs. Evangelisch-soziale Vereinigung: a) Bemmann, Unsere Herbst-Versammlung in Leipzig — b) Mitteilungen — Jugendarbeit: a) Die Marburger Versammlung — b) W. Classen, Der Mädchenbund — c) Clemens Schulz, Warum aus dem Lehrlingsheim das kirchliche Element ausgeschlossen wird — d) Sozialdemokratische Jugendarbeit — e) Literatur für Jugendvereine — Wilhelm Schneemelcher, Der zweite deutsche Arbeiterkongreß (Schluß) — Evangelisch-Soziales aus den Vereinigten Staaten — Kongreßnachrichten

---

Benzingers Lichtbilder

für Gemeindeabend, Vereine, liturgischen Gottesdienst und Schule.
Herausgegeben und mit erläutertem Text versehen von namhaften Autoren.

Soeben erschien:

Auf Jesu Spuren durchs heil. Land

60 Bilder (kol.) mit Vortragstext von Lic. theol. **Paul Volz**
Leihgebühr Mk. 8.— Text Mk. 1.—

Nicht in üblicher Globetrottersmanier werden wir durch Palästina geführt, sondern der Verfasser zeigt uns das heilige Land als Schauplatz des Lebens Jesu und der evangelischen Erzählung und macht so die Betrachtung des Landes erst recht fruchtbar zum Verständnis des neutestamentlichen Berichtes.

Theodor Benzinger, Lichtbilderinstitut u. Verlagsbuchhandlung **Stuttgart**

PIANOS von ℳ 380 an **HARMONIUMS** von ℳ 33 an
Höchster Rabatt. Kleine Raten. Miete. **Prachtkatalog gratis.**
Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Gegründet 1851.

Emser Wasser
Kränchen.

Dr. med. Wilhelm Winsch: Mein Christusbild. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. 56 S. Preis 20 Pfg.

Der Verfasser hat in der neuen Auflage das Freiheitliche und Heldenhafte der Persönlichkeit Christi noch stärker zum Ausdruck gebracht. Wie Christus das Alte Testament in seiner starren Verbindlichkeit aufgehoben hat, so rät der Verfasser es auch mit dem Neuen Testament zu machen.

Zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung **Max Breitkreuz, Berlin C 2,** Neue Prommenade 7, gegen Einsendung von 25 Pfg. in 5 Pfg. Marken.

Die neueste Goethebiographie

ist die von Ernst Hartung mit fortlaufenden biographischen Verbindungen und sachlichen Erläuterungen versehene, zweibändige Ausgabe von Goethes Briefen: erster Band „Alles um Liebe" (soeben: 51.—75. Tausend), zweiter Band „Vom tätigen Leben" (soeben 26.—35. Tausend). Jeder der beiden Bände für sich abgeschlossen und in den besseren Buchhandlungen vorrätig kostet leicht gebunden

Eine Mark achtzig

Verlag: W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen b. München

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg